



Abonnements
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postämter des Deutschen Reiches
entgegen.

Ausgegeben am 7. März.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis
bei allen Buchhandlungen M. 1.— pro Quartal
bei sämmtlichen Postämtern M. 20 pro Quartal
Preis der einzelnen Nummer 16 Pf.

Um Mitternacht.

Novelle von Adele Gregaß.

(Fortsetzung.)



„Ihr wißt,“ begann der junge Mann, „daß mein
Principal eine Agentenschaft in Indien besitzt.“

„In Bombay?“ fragte Giulietta.

„Ja,“ erwiderte der junge Mann, „und vor
kurzer Zeit ist einer seiner dortigen Agenten dem
ungewohnten Klima erlegen. Giovanni Vabritto
starb an einem bösen Fieber. Ich werde seine Stelle besetzen.“

Er hatte in kurzen abgebrochenen Sätzen gesprochen und
seine Stimme zitterte ein wenig.

„Du!“ riefen die beiden Mädchen erschrocken wie aus einem
Munde.

„Ist das Deine Liebe, Matteo?“ stammelte Teresa.

„Nur die Liebe zu Dir treibt mich in das ferne Land und
läßt mich allen Gefahren trogen.“

„Aber warum?“

„Ihr wißt,“ unterbrach Matteo seine bestürzte Geliebte,
„daß mein jetziger Gehalt zur Gründung eines eigenen Herdes noch
zu gering ist, und wenn ich Teresa heirathe, so soll sie sich nicht
plagen und abmühen. Ich will ihr ein sorgenfreies Leben
verschaffen.“

„Das kommt mit der Zeit,“ warf Giulietta ein, „Ihr
Beide seid so jung und könnt warten.“

„Liebe Giulietta,“ sagte Matteo, „Du meinst es gut mit
uns Beiden, ich weiß es. Aber siehst Du, ich liebe Teresa
viel zu sehr, als daß ich unsere Hochzeit auf Jahre hinaus-
schieben könnte. Ich bin eifersüchtig, ich kann meine Geliebte
nicht täglich sehen, wie ich möchte, — ich verzehre mich in Un-
geduld; nein, Giulietta, das geht nicht, ich habe mich ent-
schieden.“

„Ohne meine Zustimmung,“ schmolte Teresa.

„Du giebst mir gewiß Deine Zustimmung, Goldmädchen,
wenn ich Dir Alles erkläre. Die Stelle, die ich bei unserer
indischen Agentenschaft angenommen, sichert mir einen dreifach
höheren Gehalt als den meinigen, zudem erhalte ich Procente.
Alles, was ich erspare, wird Dein Hochzeitgut sein. Da wollen
wir uns schon einrichten, ich kaufe Dir ein seidenes Kleid und

einen schönen goldenen Schmuck — das wird Dich ja freuen,
nicht wahr?“ — Er faßte ihre beiden Hände und blickte ihr
fragend in das lächelnde Gesicht.

„Aber das böse Klima!“ meinte Giulietta.

„Fürchte nichts, ich werde es überstehen, ich bin gesund
und stark.“

Und Matteo wußte jedes Bedenken der beiden Schwestern
zu widerlegen. „Geh nicht, geh nicht fort!“ mahnte Giulietta
erst und dringend.

„Du solltest nicht fort,“ sagte Teresa sanft, aber sie war
schon bereit, ihm nachzugeben.

So blieb es denn dabei.

„Und willst Du nicht mit unserm Vormund sprechen?“
fragte Giulietta.

„Wozu?“ entgegnete der junge Mann. „Daß er mir
allerhand Einwürfe macht — mich vielleicht abweist — o
nein! Deine Einwilligung, Giulietta, und Teresa's Ver-
sprechen genügen mir. Wenn ich zurückkomme und ihm sagen
kann, daß ich sein reizendes Mündel sofort heirathen kann —
dann — dann wird, dann muß er mir auch seine Zustimmung
geben.“

„Aber wann wirst Du zurückkommen?“ fragte jetzt Teresa.

„Ich kann es nicht so genau bestimmen — vielleicht in
einem Jahre — vielleicht muß ich auch länger bleiben, aber
ich werde Dir oft schreiben, und Du wirst an mich denken,
geliebte theure Teresa?“

Giulietta hatte geknickt Hauptes das Zimmer verlassen,
und die beiden Liebenden saßen Hand in Hand, süße Worte
und heiße Küsse austauschend. Der Abend ging zur Neige und
Matteo mußte an seine Rückkehr denken. Die Schwestern be-
gleiteten ihn. Er kam nur noch einmal — in früher Morgen-
stunde — hinüber um Abschied zu nehmen, denn der „Espero“,
der ihn nach Indien bringen sollte, lag schon reisefertig im
Hafen und sollte in wenigen Stunden die Segel lüften. Und
nun war es geschieden!

Während Matteo mit hochklopfendem Herzen am Dede

stand und sein weißes Taschentuch grüßend in die leuchtende Luft flattern ließ, stand Teresa tiefbewegt am äußersten Rand des Molo San Carlo und ihre Blicke folgten unbewandt dem dahinziehenden Schiffe, wie es so ruhig und mächtig über die schaukelnden Wellen glitt — wie es klein und kleiner zu werden schien und die Matrosen, hoch oben in den Wänden hängend, allmählig nur großen Sturmbögeln glichen. Sie stand noch unbeweglich, als der stattliche „Espero“ endlich ihren Blicken entwand. Da fiel eine heiße Thräne aus ihrem schönen Auge auf den kleinen Ring, den ihr Matteo zum Abschied geschenkt. Es war ein schmaler Goldreif mit einem Vergißmeinnicht aus Türkisen in der Mitte.

„Ein Vergißmeinnicht,“ hatte Matteo scheidend gesagt, „das bedeutet Treue!“

III.

Wochen und Monate waren dahingegangen und der Sommer ging zur Neige. Von Matteo kamen gute Nachrichten an die Schwestern; er schickte sich leicht in die fremden Verhältnisse und fühlte sich wohl dabei. Wenigstens schrieb er so. Giulietta vermiste seine häufigen Besuche nicht so sehr, denn ihr thätiges Leben brachte ihr viel Zerstreuung. Anders war es bei Teresa. Ihr genügte die Arbeit, das alltägliche Leben nicht. Sie sehnte sich nach Matteo, bald aus Liebe, bald aus Langeweile.

Ach, es war doch schade, daß er fortgegangen — für so lange, lange Zeit! Er wäre jeden Sonntag gekommen und sie hätten mit einander Ausflüge gemacht — einmal nach Isola, um dort unter dem pergole des Gasthofes den dunkelrothen Fritianer Wein zu kosten, einmal nach Pirano — und überall gab es lustige Gesellschaft, Fremde und Einheimische, deren Blicke sie mit Bewunderung verfolgten. Auch in Capo d'Istria ging es oft lustig her bei Musik und Tanz, und Matteo hatte sie zu jedem Feste geführt.

Sie sentte bei solchen Gedanken oft traurig ihr reizendes Köpfchen. Aber heute war es anders.

Es war ein schöner, herrlicher Septembertag, einer jener Tage, in welchen die Natur noch nichts von ihren Reizen verloren, wo das goldene Licht noch über grünenden Fluren erglänzt und der erfrischende Windhauch mit den Blättern der Bäume spielt.

Teresa saß vor dem Spiegel und Giulietta kämmte ihr reiches Haar. Sie that dies mit besonderer Gedächlichkeit und Vorsicht und blickte mit mütterlichem Stolz auf diese schwarzen glänzenden Futhen. Sie focht sie in dicke Zöpfe und nestelte sie mit silbernen Kugelnadeln fest.

„Mach' mich nur recht schön,“ sagte Teresa.

„Ich mache es immer gut,“ entgegnete Giulietta.

„Nicht doch, siehst Du, an der rechten Seite hängt die Flechte viel tiefer als der linken — das mußt Du verbessern, gute Giulietta.“

Die gebuldige Schwester that, wie Teresa begehrte, zuweilen einen prüfenden Blick nach dem Spiegel werfend, ob es ihr auch gelungen.

„So — nun ist es gut; aber noch Eins,“ sagte Teresa mit einschmeichelnder Stimme, „leih mir heute Deine silbernen Ohringe.“

„Warum?“

„Die Deinen sind viel größer und schöner,“ warf Teresa bittend ein.

Giulietta willfahrte auch diesem Wunsche und half ihr das hellblaue Kaschmirkleid überwerfen; dann befestigte sie eine losgeheftete Masche, richtete die Spitzkrause auf und betrachtete mit zärtlichen neidlosen Blicken ihre schöne Schwester.

„Es ist mir eigentlich nicht recht,“ sagte sie dann, „daß Du ohne mich nach Triest hinüberfährst!“

„So fahre mit,“ bat Teresa, „das wäre freilich schöner,“ und sie klatschte in die Hände.

„Du weißt, mein Kind, heut geht es nicht. Ich muß die Kiste, die gestern angekommen, auspacken und die neuen Waren

unterbringen. Wenn ich es nicht heute thue, so komme ich in der ganzen Woche nicht dazu.“

„Ich sollte eigentlich zu Hause bleiben und Dir helfen.“

„Nein, Teresa, geh' nur.“

„Ich bliebe doch. Aber Du weißt, die Gardinis haben mich gar so herzlich eingeladen, sie gehen heute nach Miramare — und Miramare möchte ich gar so gerne wiedersehen. Ich bin nur einmal dort gewesen, erinnerst Du Dich, mit Matteo waren wir dort, aber da kam ein Sturm und wir konnten das Schloß nicht besuchen.“

„Ich weiß,“ sagte Giulietta, „aber jetzt ist es Zeit, geh', Teresa, daß Du das Schiff nicht versäumst. Da nimm noch das schwarze Tuch, daß Du Dich auf dem Heimweg nicht erkältest.“

„Aber, wenn es zu spät wird, Du weißt, ich kann mich nicht von der Gesellschaft trennen, so bleibe ich bei Gardinis über Nacht.“

„Ich sehe es nicht gerne.“

„Aber Du ängstigst Dich nicht?“

„Vielleicht doch.“

„O sag' nein — sonst gehe ich nicht!“

„Also nein, kleiner Eigensinn — aber jetzt geh'.“

Die Schwestern umarmten sich zärtlich. Hüpfend und trällernd wie ein junges Vögelein ging die siebzehnjährige Teresa das Gäßchen hinab, mit leuchtenden Blicken ihrer Schwester lächelnd zurückend, die am Fenster stand und ihr liebevoll nachblickte — so lange, bis ihr blaues Kleid um die Ecke verschwand. Und während sich die Kleine des goldenen Sonnenscheins und der erfrischenden Meeresluft erfreute, stieg Giulietta in den dämmrigen Laden hinab und begab sich an ihre Arbeit.

Sie warf die alten Waaren aus den staubigen Fächern auf den Ladentisch, sortirte sie, ordnete Alles so gut es ging, um Raum zu gewinnen für die neu angekommenen Manufacturen. Zuweilen hielt sie inne und athmete tief auf; sie war müde und doch sagte das selbstlose Mädchen zu sich selbst: „Es ist gut, daß Teresa fortgegangen ist, sie kann den schönen Tag genießen und ich werde auch ohne sie fertig.“

Indessen war Teresa in Triest angekommen. Sie war unter den Ersten, welche dem kleinen Dampfer entstiegen, und mit besügelter Schritten eilte sie der Altstadt zu. Dort wohnte die besfreundete Familie. Frau Gardini hatte in einem der engen Gäßchen ebenfalls ein kleines Manufacturengeschäft, welches sie nach dem Tode ihres Mannes mit ihrem ältesten Sohne gemeinschaftlich führte. Ihre drei anderen Söhne waren in alle Länder zerstreut und ihre einzige Tochter, die brünette Annetta, war Teresa's Freundin.

„Ach, schön daß Du kommst,“ rief Annetta der eintretenden Teresa herzlich entgegen, „wir werden uns heut sehr gut unterhalten!“

„Ich habe mich auch schon so sehr gefreut,“ entgegnete Teresa.

„Und weißt Du,“ sagte die Freundin eifrig, „wir werden heute nicht zu Fuß gehen, auch nicht im Omnibus fahren, sondern in einem Fiaker, in einem großen, schönen, offenen Wagen.“

„Wirklich?“

„Ja, Ludovicos Principal, Signor Liborio aus Rom, ist gestern angekommen und der will nicht nur seine Geschäfte abthun, sondern sich auch unterhalten. Er hat zwei Fiaker gemietet — aber da hör' ich schon die Wagen —“ und indem sie an das Fenster stürzte, rief sie schon: „Ja, da sind sie.“ Auch Teresa eilte neugierig an das Fenster und schaute hinab. Da standen wirklich die beiden Fiaker.

„Und was für ein Mann das ist,“ begann Annetta wieder, „so elegant, so fein, so ganz anders wie Dein Cousin, der schwarze Matteo, der sich Sonntags eine rothe Cravatte zu einem bunten Hemd aufsteckt.“ Und sie brach in ein helllautes Lachen aus.

„Was hast Du über ihn zu spotten?“ schmolte Teresa.

„Greifere Dich nicht, Du Narrchen,“ entgegenete die Andere, „der Eine ist reich, der Andere arm, das ist eben der Unterschied.“

Da klopfte es: herein trat Signor Liborio. Er war ein großer, etwas hagerer Mann, von ungefähr vierzig Jahren, mit spärlichem dunklen Haar und einem müden Zug in dem scharf markirten Gesicht. In seiner Toilette und in seinem Benehmen war er ganz Gentleman, Vornehm, elegant, liebenswürdig und aufmerksam.

Die Gesellschaft war bald beisammen und vertheilte sich in die beiden Wagen. Signor Liborio saß Teresa gegenüber und schaute mit verliebten Augen in ihr schönes, fröhliches Angesicht. Zuweilen mußte er lächeln, wenn das junge Mädchen in kindischen Jubel ausbrach. O, es war so herrlich, an den leuchtenden Meereswogen, an den grünen Abhängen vorüber rasch dahinzurollen und auf die armen Fußgänger herabzuschauen, die müde und erhitzt die staubige Straße entlang zogen. Sie fuhr zum ersten Mal in einem so schönen Wagen — wie sollte sie sich nicht freuen? Und als die Gesellschaft das kaiserliche Schloß besichtigte und bewundernd von Gemach zu Gemach schritt, da war der römische Fremde immer an Teresa's Seite und wenn sie ihr Entzücken über die feenhaft ausgestatteten Räume in kindischer Weise kund gab, da sprach er nur von seinem eigenen Dahsein und von dem Luxus, den er selbst besitze. Jetzt standen sie in dem herrlichen Thronsaal und Liborio sagte: „Mein Salon ist kleiner und vielleicht weniger imponant, aber —“

„Habt Ihr auch,“ unterbrach ihn Teresa neugierig, „so schöne rothdamafine Fauteuils mit goldenen Lehnern?“

„Ebensolche Fauteuils,“ Sophas mit schwellenden Kissen, schwere Vorhänge —“

„Und schöne Gemälde an den Wänden?“

„Natürlich, Gemälde, Blumen, Marmorstatuen, vergoldete Pendules, Kunstgegenstände und Nippfachen, und all dies giebt einem Salon einen wärmeren Ton, als die kalte, unbewohnte Pracht!“

„O, wenn ich das sehen könnte!“

„Das können Sie, Signorina, kommen Sie nach Rom!“

„O spottet nur, wie kann ein armes Mädchen eine so weite, weite Reise machen!“

„Ganz leicht — kommen Sie mit mir!“

„Das würde Giulietta nicht erlauben.“

„Wer ist Giulietta?“

„Meine Schwester.“

„Und ihr müßten Sie gehorchen?“

„O, ich muß nicht, ich thut's nur, weil ich sie lieb habe.“

Unter ähnlichen Gesprächen und Scherzen waren sie durch das mit Waffen und Siegestrophäen geschmückte Stiegenhaus wieder hinab in den Park gekommen. Sie schritten zwischen den hohen Palmen, den glänzenden Lorbeer- und Myrthenbäumen plaudernd dahin; endlich blieb Teresa, überwältigt von ihren Eindrücken, stehen. „Ah, Signor,“ rief sie aus, „hier ist Alles so schön, ich glaube es ist mir ein Traum.“

„Es ist kein Traum, Teresa, ich habe selbst ein so prächtiges weißschimmerndes Schloß in meiner Heimat.“

„Und einen solchen Park?“ fragte Teresa wieder.

„Ja, einen Park, mit farbenprächtigen, berauschend duftigen Blumen und murrenden Cascaden, viel heiterer und lebensfroher als dieses — und dies Schloß und alle seine Pracht läge Ihnen zu Füßen, wenn Sie nur wollten, Teresa!“ Er schaute sie mit wilden, glühenden Blicken fragend an. Das junge Mädchen sentte unwillkürlich ihre schönen Augen, aber ihr Kindesherz verstand ihn nicht. Sie stand still, bildstarr wie eine jener egyptischen Erzfiguren, die schweigend hinausstarren in die leuchtende Ferne. Traumverloren blickte sie nach den im Sonnenschein erglänzenden Meeresfluthen, in welchen zuweilen ein Aufblitzen, wie von tausend und tausend goldigen Funken glühten. Sie lauschte den heranrollenden Wellen, der steigenden Fluth und ihr ward, als ob die schäumenden Wogen, das leisere Murren des zurücktretenden Wassers, als ob Alles

ihr nur ein Wort entgegenrauschte und zuflüsterte: „Ein Schloß, ein Schloß!“ — Und sie sah sich selbst in den prächtigen Räumen in schleppender Atlasrobe, einen glänzenden Schmuck in den dunklen Haaren, Perlen und Diamanten an ihrer Brust und an den Armen schimmernd, und sie lächelte in ihrem Traum. Und wieder rauschten die Wellen heran, die trägerisch flüsternden Wellen, bei denen es sich so süß träumen läßt — von Königskronen — von Glanz und Pracht — von Lieb und Treue — und Alles ist eitel Schaum!

Eine bestrebende Stimme weckte sie jetzt aus ihren Träumen:

„Teresa, Teresa!“ rief Annetta, „warum bist Du so still?“

„Ist es hier nicht göttlich schön?“ rief ihr Bruder, der nun auch hinzugetreten war.

Jetzt kamen auch die Andern, und die Unterhaltung wurde allgemein. Das gab ein Lachen und Plaudern und Scherzen und Lustigsein, Teresa fühlte sich so wohl und frei, als ob sie ein Vöglein wäre, das nur die Flügel zu regen brauchte um aufzusliegen. So verging Stunde um Stunde und endlich wurde an den Aufbruch gedacht. Die Gesellschaft beschloß, nach der Stadt zu Fuß zurückzulehren, da der Abend so schön war. Die Sonne war schon untergegangen, aber das purpurne Abendroth, das seine hellen Reflexe über den leicht umwölkten Himmel und über das leise aufwogende Meer streute, gab der Dämmerung eine bunte Färbung. Teresa ging an Liborios Arm und wandte ihren Blick noch immer nach dem Schlosse, das sich in heller Silhouette von dem rothen Abendhimmel abhob. Sie war heiter und plauderte und lauschte freudig den schmeichelnden Worten ihres Begleiters. Als sie nach Bortolo kamen, war es bereits dunkel geworden; Liborio und Teresa, welche langsam und zuweilen stehen bleibend einhergingen, blieben immer die Letzten der kleinen Gesellschaft.

„Teresa,“ sagte der Fremde zu dem jungen Mädchen, indem er ihren Arm fester an sich drückte, „es ist so dunkel, daß ich Ihr schönes Angesicht nicht sehen kann. Wenden Sie einmal zu mir auf — so.“

Er versenkte seine Augen in die ihrigen und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

„Signore,“ rief Teresa erschrocken, „wie könnt Ihr es wagen mich zu küssen!“

„Weil ich Dich liebe, Teresa!“

„Wie könnt Ihr mich lieben, Ihr kennt mich ja erst seit einigen Stunden!“

„Weißt Du nicht, daß die Liebe plötzlich kommt, mit einem Mal, wie ein Strahl, wie ein Blitz, der trifft und zündet?“ Teresa schüttelte den Kopf, sie hatte ihren Vetter Matteo sehr, sehr lieb, aber sie kannte ihn auch seit vielen Jahren.

„Und kennst Du nicht die Geschichte von Romeo und Julia?“ fragte Liborio.

„Mein.“

Und der Fremde erzählte dem jungen Mädchen in lebhaften, begeisterten Worten das ergreifende Liebesdrama. Teresa lauschte mit angehaltenem Athem und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Ich danke Euch,“ sagte sie, als er geendet hatte, „das werde ich nie vergessen.“

„Und wirst Du mich nicht vergessen?“

„Ich werde Euch nicht vergessen.“

„Sag, Du, geliebte Teresa!“

„Warum?“

„Bei mir zu Hause sagt man, Du' zu denen, die man lieb hat.“

„Und ich —“

„Und Du sollst, Du' zu mir sagen, dann werde ich mir denken, daß Du mich lieb hast, auch wenn es nicht wahr ist.“

„O, Signore!“

„Sag, Emilio!“

„Emilio.“

Er zog einen Brillantring von seinem kleinen Finger und sagte: „Gieb mir Dein Händchen, Teresa, ich will sehen, auf welchen Finger er Dir paßt.“

Das junge Mädchen reichte ihm zaghaft die Hand. Wie das funkelte und glänzte und Farben sprühte mitten im Dunkeln! Sie wollte den Ring abstreifen, aber Viborio wehrte es ihr. „Laß den Ring an Deinem Finger, Teresa, Geliebte; wenn Du ihn trägt wirst Du vielleicht an mich denken!“

Das junge Mädchen wollte etwas erwidern, als Annettas Mutter zu ihnen trat und mit ängstlicher Miene sagte, daß ein Sturm heranzöge.

„Ah,“ entgegnete Viborio unwillig ob der unwillkommenen

Störung, „das ist nur die Tramontana, die von der Küste streift.“

Aber der Wind wehte schärfer und das Brausen des Meeres wurde stärker.

„Und wenn es morgen recht stürmisch ist,“ sagte Frau Gardini, „so ist es noch besser, dann bleibst Du bei uns und Annetta hat einen glücklichen Tag.“

Und so kam es auch.

(Fortsetzung folgt.)

Drin Bild.

Wenn ich der Tage Plag' und Lasten

Schon müde bin

Und mir das täglich Brot erhasst

Erhöht meinen Sinn.

Wenn Ekel mich erfaßt vor diesem Leben,

Kann eins nur meine schwache Kraft erheben:

Wenn Deine Augen mir so sanft und mild,

So tren entgegenstrahlen aus dem Bild!

Wenn Wahnsinn wild an meine Schläfen pocht,

Gedenk ich Dein,

Und heiß das Blut in meinen Adern kocht,

Daß Du nicht mein,

Und wenn vor Leid und Weh' stüht brechen will mein Herz,

Sind einen Balsam ich in meinem tiefen Schmerz:

Wenn Deine Augen mir so sanft und mild,

So tren entgegenstrahlen aus dem Bild!

Alß' gnädiglich das Schicksal Dich bewahren

Vor meinem Loos

Und ihre Gaben all' Fortuna sparen

In Deinen Schooß;

Wie gern ertrag' ich dann die trübten Stunden,

Wenn ich nur weiß, daß Du Dein Glück gefunden,

Wenn Deine Augen mir so sanft und mild,

So tren entgegenstrahlen aus dem Bild!

Agta.

Eine Steppenfahrt in der Krim.

(Mit Illustration.)

Es kann für den europäischen Reisenden, namentlich für den eigentlichen Touristen, der auszieht um ein Stück Welt kennen zu lernen und vom Reisen Genuß zu haben, nichts Interessanteres geben als eine Reise in der Krim, im alten taurischen Ocherones. Um aber die Krim ganz kennen zu lernen, mühte man mehr als eine Reise dahin machen, oder dieses seltsame aller Russenländer Monate lang durchwandern; denn die Krim ist gleichsam ein Chamäleon, welches je nach der Jahreszeit und den Verlichtungen in allen Farben schillert, im Frühling frisch grün und bunt von tausendfältigen Blumen, im Sommer braun, öde, glühend, was das Innere, die Steppe betrifft. Die Küsten haben ihre eigene Färbung und diese ist mehr constant. Die Steppe aber umfaßt drei Viertel des gesammten Krim'schen Gebiets, also etwa 270 Quadratmeilen. Da aber diese eigentliche Krimsteppe nur eine Fortsetzung des unabschbar großen südrussischen Steppenlandes ist, so gewinnt man ein viel großartigeres Bild, wenn man dieses ganze ungeheure Steppengebiet zusammenfaßt.

Es giebt nicht viele Hauptstraßen oder Verbindungswege im europäischen Sinne in der Krim, aber man kann doch die Steppe zum Theil mit der Eisenbahn durchfahren. Macht man eine solche Eisenbahnfahrt wiederholt in verschiedener Jahreszeit, so gewinnt man eine Anschauung in der bequemsten Weise von der Welt.

Am meisten befahren sind die großen Straßen von Nikolajew und Peretop nach Simferopol, von da nach Eupatoria und Sebastopol, von da nach Balaklava; im Osten nach Kertisch und Feodosia.

Dieser südöstliche Theil, die Halbinsel Kertisch, ist vulkanischer Natur, reich an heißen Quellen, theilweise schwefelhaltig, und damit zusammenhängend ist er vielfach fumpfig. Der ganze nördliche und östliche Theil ist die große Steppe, trocken, wie alle Steppen, ohne Baum und Strauch, aber im schönen Frühling mit einem Graswuchs, der zum Theil strauchartig hoch ist.

Ich blicke durch's Coupsenster und schaue entzückt auf ein wogenbes Meer von Grün und Blumen von tausenderlei Art in den buntesten, farresten Farben, vom leuchtendsten Roth Weib und Blau, die lieblichsten Formen, bald hochstenglig, bald dicht am Boden einen Teppich bildend. Hier und da lugt ein kleiner Sumpf, eine Lache, ein Tümpel

wie ein glänzendes Auge aus dem üppigen Wuchs hervor. Es giebt hier aber auch weite salzhaltige Seen, besonders im Westen, nach dem Todten oder Faulen Meere zu.

In wunderbarer Majestät geht dort im Osten die Sonne auf, um alsbald eine bedeutende Wärme zu verbreiten. Ein süßer Duft von Blüthen und Gräsern füllt die Luft. Fernab im Süden ragt eine lange Kette von Bergen empor, das ist Waisa Dagh, das Gebirge der Südküste zwischen Balaklava und Neu-Sudak.

Hat man diese Gebirgskette erreicht, so verändert sich wie mit einem Schlage Vegetation und Luftwärme. Sanft dacht sich die Kette ab nach Norden zu, während die Südseite schroff abfällt. Hier ist ein Baumwuchs von seltsamer Schönheit, alle Laubholzarten, außer der Eiche, die nicht häufig ist, besonders viele saftige, schattenspendende Buchen, die an deutsche Wälder gemahnen.

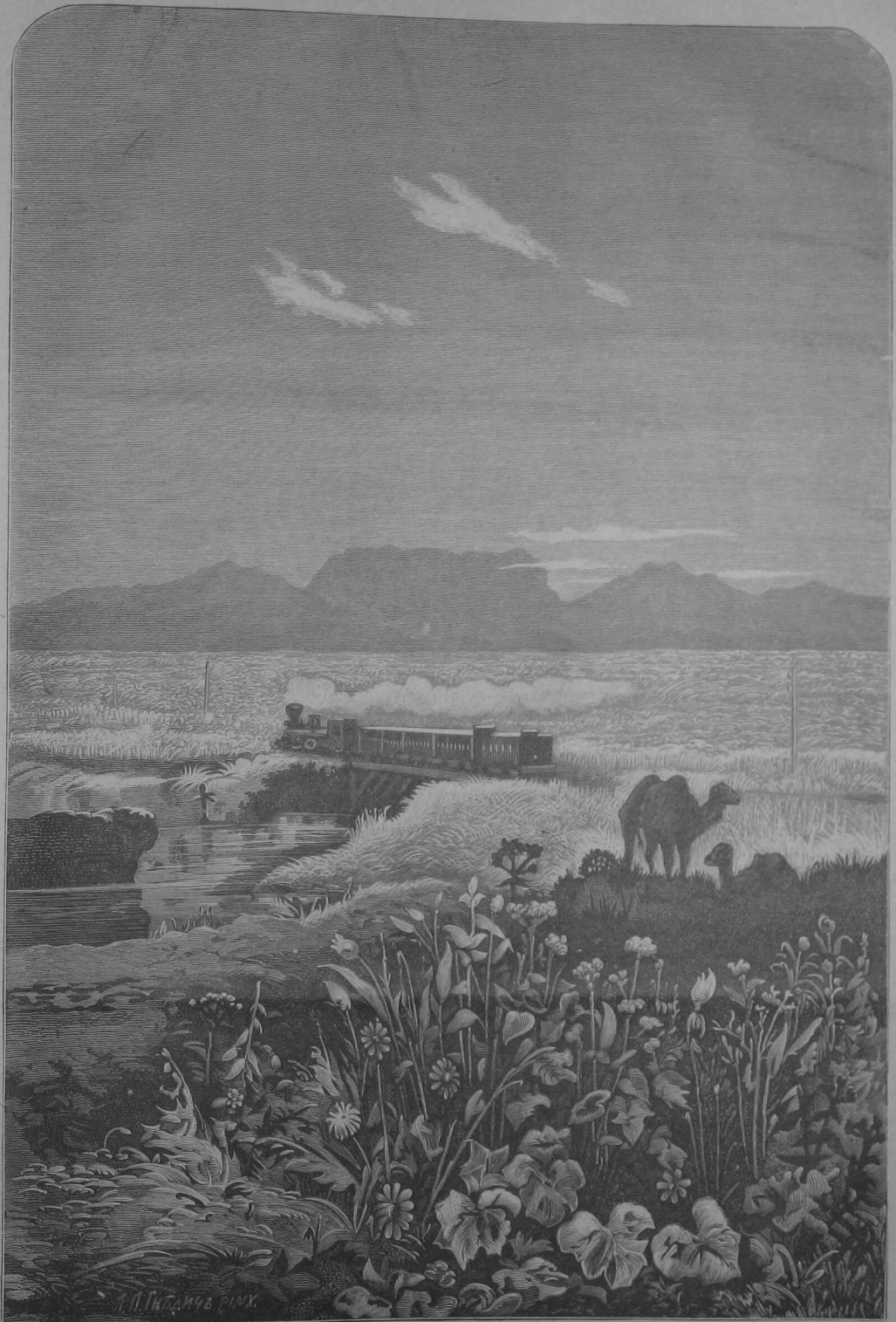
Die Region am südlichen Theile der Gebirgskette ist geradezu paradiesisch, gleich einem ewigen Frühling. Obst und Wein gedeihen bewundernswürdig. Vom Schwarzen Meere her wehen Räfte von mildernden Küste, welche das Klima für Menschen so annehmlich machen.

Hier ist der herrliche Luftaufenthalt für viele Tausende reicher und vornehmer Russen, die sogenannte krimische Schweiz. Culminationspunkte aller Schönheit der Natur, gefördert durch Anlagen modernen Geschmacks und üppiger Bequemlichkeit, sind Livadia und Yalta, am Meere romantisch aufsteigend. Wer hier Monate lang leben kann, gehört zu den Bevorzugten des Schicksals, denn der Aufenthalt ist so köstlich als angenehm.

In diesem südöstlichen Theile der Krim trifft man Fremde und Ansiedler der verschiedensten Nationalitäten, namentlich viele Griechen (die ja von jeher eine gute Witterung für schöne Wohnplätze hatten), aber auch ehemalige Deutsche, da hierher aus Nord- und Mitteldeutschland viele Ansiedler, besonders Mennoniten, gezogen sind.

Durchfährt man dann aber die große krimische Steppe im Sommer — welche Wundlung! Der ganze Boden ist verbrannt, jedes Gräschen versengt, Alles farblos oder vielmehr von einem unerquicklichen Braun, und darüber die Luftwogen unerträglicher Gluth. Nirgends ein Wässerchen, nirgends ein lebendes Thier laufend oder fliegend.

So wechselt die Jahreszeit die Bilder der Steppe.



Ein Steppenbild aus der Krim. Originalzeichnung von P. Gneditsh.

Geheßert.

Criminal-Novelle von Julius Moskau.

(Fortsetzung.)



nodenberg, der inzwischen speciell mit der Ermittlung der Freiberg'schen Diebstahlsache betraut worden war, beabsichtigte zunächst den Leo Werner zu beobachten und ihn zur Sache abzufragen. Dieser aber war weder zu Hause, noch sonstwo anzutreffen, und Nodenberg schritt daher zur Vernehmung der Helene Werner. Er hatte sie nach seinem Bureau citiren lassen, und hier fand die nachfolgende Verhandlung statt:

„Mein Fräulein,“ begann Nodenberg sein Verhör, „Sie sind die Schwester des schon wegen Diebstahls bestraften Leo Werner?“

„Ich kann es leider nicht in Abrede stellen, daß mein Bruder schon bestraft ist,“ erwiderte Helene mit betrübter Miene. „In seinem jugendlichen Leichtsinne hat er sich eines Vergehens gegen das Gesetz schuldig gemacht und ist dafür bestraft worden. Ich hoffe aber, daß diese Strafe ihn für immer gebeßert hat und bitte Sie daher, Herr Commissar, wenn es geht, nicht weiter darauf zurückzukommen. Es ist das zu schmerzlich für mich.“

„Ich beabsichtige keineswegs,“ erklärte Nodenberg mürrisch, „noch weiter von der alten Geschichte Ihres Bruders zu sprechen, ich sehe mich vielmehr in die unangenehme Lage versetzt, über sein Treiben aus neuerer Zeit mit Ihnen zu sprechen und Sie um einige Auskunft zu bitten!“

„Herr Commissar, ich versichere Sie nicht,“ entgegnete Helene.

„Bitte nur einen Augenblick um Geduld, mein Fräulein; ich will Sie nicht lange im Unklaren lassen. — Es ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt, daß vor einigen Tagen bei einem Kaufmann in der Taubenstraße ein nicht unbedeutender Diebstahl unter erschwerenden Umständen verübt worden ist?“

„Ich hörte davon,“ antwortete Helene tonlos, ohne indeß zu ahnen, daß man sie selbst als Mithschuldige im Verdacht habe.

„Nun also; vielleicht ist Ihnen auch schon bekannt,“ inquirierte Nodenberg mit besonderer Betonung weiter, „daß ein junger Mann, der in Begleitung einer Dame in der Nacht des Diebstahls mehrfach vor dem Hause des Bestohlenen auf und abgehend gesehen worden ist, in dem Verdacht steht, den Diebstahl ausgeführt zu haben, bei dem seine Begleiterin offenbar die Rolle der Aufpasserin gespielt hat!“

„Auch das erfuhr ich bereits,“ entgegnete Helene.

„Auf welche Weise erfuhrten Sie es?“ fragte Nodenberg schnell.

„Ich habe es an der Säule selbst gelesen,“ gab Helene ruhig zurück.

„Sie sind um Ihre Antworten nicht verlegen, wie ich sehe,“ entgegnete Nodenberg nicht ohne Verwunderung von Ironie. „Ich wünschte nur,“ fügte er gedehnt hinzu, „ich hätte genügende Beweise für die Glaubwürdigkeit Ihrer Angaben.“

„Herr Commissar,“ rief Helene beleidigt, „ich bitte Sie, mich schonender zu behandeln; ich bin eine unbescholtene Mädchen und verdiene die Vorwürfe nicht, die Sie mir indirekt machen. Ob und was mein Bruder etwa verschuldet hat, das weiß ich nicht, kann dafür also auch nicht verantwortlich gemacht werden.“

„Dann wissen Sie auch wohl nicht, wo Ihr Bruder sich gegenwärtig aufhält?“ fragte Nodenberg noch ironischer.

„Nein, ich weiß es in der That nicht,“ antwortete Helene kurz, aber bestimmt. „Wenn Sie übrigens glauben, daß mein Bruder mit der Freiberg'schen Diebstahlsache in irgend welcher Verbindung steht, dann muß ich Ihnen vor allen Dingen sagen, daß Leo schon vor diesem Diebstahl unsere gemeinschaftliche Wohnung verlassen hat und noch nicht wieder in dieselbe zurückgekehrt ist. Sie sehen also, Herr Commissar, daß ich von der Sache nichts wissen kann.“

„Das würde ich erst dann einsehen,“ entgegnete Nodenberg, „wenn ich Beweise dafür hätte, daß Sie mir die Wahrheit sagen.“

Helene machte eine auffahrende Bewegung, Nodenberg aber fuhr fort:

„Angenommen also, daß Ihr Bruder es gewesen, welcher am Abend, oder vielmehr in der Nacht des Diebstahls vor dem Freiberg'schen Hause in Begleitung einer Dame promeniend gesehen worden ist, würden Sie mir dann wohl über die betreffende Dame eine Auskunft zu geben im Stande sein?“

Bei dieser Frage hatte Nodenberg die vor ihm sitzende Helene Werner fest angesehen und die Frage selbst scharf betont.

Helene, welche den Blick Nodenburgs ruhig ertragen hatte, erhob sich jetzt flammenden Auges und vor innerer Erregung zitternd, antwortete sie:

„Wenn Sie etwa glauben, Herr Commissar, daß ich meinen Bruder auf irgend einem verbotenen Wege begleitet habe, dann muß ich diese Frage mit Entrüstung zurückweisen. In Gesellschaft anderer Damen habe ich meinen Bruder bisher ebensowenig gesehen und ich bedaure also, die erwünschte Auskunft nicht geben zu können.“

Bei den letzten Worten hatte Helene sich wieder auf ihren Stuhl niedergelassen und schluchzte laut.

Nodenberg, der inzwischen an Helenens Mithschuld zu zweifeln begann, brach das Verhör mit derselben ab und entließ sie mit der Weisung, weiterer Verhöre jeder Zeit gewärtig zu sein. Sein Hauptaugenmerk richtete er jetzt auf Leo Werner selbst, dessen Ermittlung ihm nunmehr vor allen Dingen als die wichtigste Aufgabe erschien. Aber alle an den nächstfolgenden Tagen angestrebten Bemühungen des thätigen Beamten führten nicht zu dem erwünschten Resultate. Leo Werner war und blieb verschwunden. Schon wollte Nodenberg seine Recherchen abschließen, da auch nach anderen Richtungen hin sich nichts hatte ermitteln lassen, als die Sache ganz unvermuthet eine günstigere Wendung nahm.

Vor längerer Zeit schon war der Polizei anonym angezeigt worden, daß in einem Hause der Auguststraße und zwar in der Privatwohnung eines Commissariärs Hazardspiele zu ungewöhnlich hohen Einsätzen entriert würden und daß hieran nicht nur Herren, sondern auch Vertreterinnen des schönen Geschlechts zweifelhaften Rufes theilhaftig seien, sowie daß das Hazardspiel selbst, das schon unzählige Opfer gefordert, nicht die einzige Ungehörigkeit sei, welche in den angezeigten Versammlungen vorkäme.

Bisher waren indeß die Theilhaftigen jenes Clubs den Händen der Polizei stets geschickt entklimpt; sie hatten während ihrer Versammlung vollständige Posten ausgestellt und diese viele Nachbarghäuser weit zu beiden Seiten der Straße vorgeschoben, so daß die Annäherung jeder, irgendwie als Polizeibeamter verdächtig erscheinenden Person ihnen sofort abertit werden konnte.

Die Ueberführung und Aufhebung der Gesellschaft war demnach noch der geschickten Ausführung eines gewandten Polizeibeamten vorbehalten, wozu sich endlich eine Gelegenheit bieten sollte.

Dem Criminal-Commissarius Nodenberg, welcher auch von dem Vorhandensein jener Spielhölle Kenntniß erhalten hatte, war es in einer Nacht gelungen, sich in dem Costüm eines Bierfahrers bei der geheimnißvollen Spielgesellschaft einzuführen. Die Theilnehmung am Spiele selbst wurde ihm zwar nicht gleich gestattet, weil sein Aeußeres den Anforderungen der fashionablen Gesellschaft — wie sie sich nannte — nicht entsprach, er wurde aber aufgefordert, am folgenden Abend in anderer Toilette wieder zu erscheinen und wo möglich einige

Freunde, welche an heiterem Spiel und an dem Verkehr mit schönen Frauen Vergnügen fanden, mit einzuführen. Nichts konnte dem Beamten willkommener sein als diese Einladung, und froh darüber, so kurz vor der Entledigung eines dienstlich wichtigen Geschäftes zu stehen, dessen Ausführung der Behörde schon so viele vergebliche Mühe gemacht hatte, verließ Rodenberg das Local, nach dem einer der Anwesenden ihm noch zuvor eine herzkönigliche Einladungskarte mit den Buchstaben V. Z. übergeben hatte.

Am Abend des folgenden Tages gegen 11 Uhr konnte ein aufmerksamer Beobachter mehrere Personen und zwar sechs an der Zahl ein Haus in der Auguststraße betreten sehen, in welchem schon eine größere Gesellschaft von Damen und Herren in einem Zimmer der zweiten Etage um einen Spieltisch versammelt war.

Daß von dem Hause die Rede ist, nach welchem Rodenberg für sich und seine Freunde Tags zuvor eine Einladung erhalten hatte, dürfte der geneigte Leser bereits errathen haben, ebenso, daß Rodenberg und fünf andere Beamte es waren, welche um die angegebene Zeit in dem Spiel-Tempel erschienen. Sie hatten ihre Toilette so eingerichtet, daß man, nach ihrem Aeußeren zu urtheilen, sehr wohl annehmen konnte, daß sie Männer aus der schwer arbeitenden Klasse waren; und auch ihr Auftreten richteten sie so ein, daß es ihrem Aeußeren vollkommen entsprach.

Nachdem ihnen der Einlaß auf Grund der Einladungskarte, welche Rodenberg vorzeigte, gestattet worden war, fanden sie um einen großen runden Tisch etwa zwölf bis fünfzehn Personen, Herren und Damen, versammelt, welche sich sämmtlich mehr oder weniger an einem sogenannten Tempelspiel betheiligten.

Die Bank hielt ein junger Mann, in welchem Rodenberg nach der ihm bekannten Personal-Beschreibung den Leo Werner zu erkennen glaubte, der aber am Spieltisch nicht anders als „Herr Baumeister“ angeredet wurde. Derselbe hatte trotz seines Reiches, das er an diesem Abend im Spiel zu haben behauptete, und sich durch den Umstand, daß er consequent verlor, auch bestätigt, doch eine ganz respectable Summe Geldes an Gold und Papier in der Bankkassette, so daß anzunehmen war, daß er — wenigstens an jenem Abend — mit eigenem Gelde spielte. Ihm zur Rechten saß eine junge, äußerst kokette Blondine, welche dadurch besonders auffiel, daß sie etwas ungeschickt eine Vorgnette auf dem kühn emporgehaltenen Stumpfnäsdchen balancirte und eine blaueidene Robe trug, die dem Linscheine nach nicht für sie gearbeitet war; denn nur der untere Theil ihres Körpers war durch die Robe reichlich bedeckt, während der durch üppige, schöne Form ausgezeichnete Oberkörper um Vieles zu kurz gekommen war.

Sie assistirte dem Bankhalter insofern, als sie die gewonnenen Sätze einzog und die an die Pointure verlorenen Beträge auszahlte. Offenbar stand sie in sehr intimen Beziehungen zu dem Herrn Baumeister; denn sie nahm gar keinen Anstand, diesen vor der ganzen Gesellschaft gelegentlich zu umarmen und zu küssen.

Rodenberg und die ihm assistirenden Beamten wurden von den Uebrigen, im Spielzimmer noch anwesenden Damen auf das Liebenswürdigste empfangen und zum Spiele animirt. Sie benahmen sich den Neuankommenden gegenüber überhaupt so, als wären sie alte Bekannte. Den Beamten aber, welche erst um ein Uhr Nachts Verstärkung erwarteten, denn um diese Stunde sollte die Aufhebung der Gesellschaft erfolgen —

blieb nichts Anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen; sie betheiligten sich — wenn auch zum Verdraß der Spielgesellschaft — nur mit ganz kleinen Beträgen am Spiele und erst um ein Uhr Nachts, als die erwartete Verstärkung von der Straße her ein Zeichen ihrer Ankunft gegeben hatte, erklärte der Commissar Rodenberg — nachdem er sich als solcher zu erkennen gegeben und legitimirt hatte — das Spiel für aufgehoben; er confiscirte die auf dem Spieltisch vorhandenen Karten und Gelder und lud die sämmtlichen Anwesenden zu einer Begleitung nach dem Polizeibureau ein. Hierbei sollte er indeß doch noch auf verschiedene Schwierigkeiten stoßen.

Wie auf Commando waren im Augenblick sämmtliche Lichter ausgelöscht und ein Strudel von Menschen warf sich auf Rodenberg und seine Begleiter.

Es war die höchste Zeit, daß Hilfe erschien, und diese kam wirklich zum großen Glück der Beamten. In dem Augenblick, als die Spieler sich auf die Beamten stürzten, wurde von außen die verschlossene Thür erstürmt und herein traten mehrere uniformirte Schutzleute unter Anführung eines Wachtmeisters; die Beamten waren mit einigen brennenden Blendlaternen versehen und brachten auf diese Weise Licht in die Situation.

Nun half kein Widerstreben. Die ganze Gesellschaft wurde zur Polizei escortirt, und das Strafverfahren wegen gewerbmäßigen Hazardspiels sowie wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt gegen die Schuldigen eröffnet.

In diesem Verfahren entpuppte sich der „Herr Baumeister“ als der Mechaniker Leo Werner, und in der jungen Dame, welche dem Werner beim Spiel assistirt hatte, wurde eine schon zu wiederholten Malen wegen Vergehens gegen das Eigenthum bestraft unverschämte Thella Meyer ermittelt.

Beide, Thella Meyer und Leo Werner, bewohnten seit neuerer Zeit gemeinschaftlich eine aus mehreren Zimmern bestehende und auf das Comfortabelste eingerichtete Wohnung in der ersten Etage eines Hauses in der Kastanien-Allee.

Von Neuem lenkte Rodenberg seinen Verdacht in Betreff des Freiberg'schen Diebstahls auf Leo Werner und nunmehr auch auf Thella Meyer, als seine Helfershelferin. Allein es wurde auch jetzt durch die umfangreichsten Ermittlungen und Hausdurchsuchungen das erwünschte Resultat nicht erzielt. Selbst der Umstand, daß Werner beim Kartenspiel im Besitze von mehreren Hundert Thalern betrossen worden war, belastete ihn nicht zur Genüge; denn er stellte ganz lech die nicht zu widerlegende Behauptung auf, daß er das Geld im Spiele gewonnen habe. Ebenso behauptete er, die Mittel zu seiner eleganten, häuslichen Einrichtung durch das Spiel erworben zu haben — und Rodenberg welcher zwar auf das Vollkommenste von der Unwahrheit dieser Angaben überzeugt war, konnte, da sowohl Werner als die Meyer hartnäckig bei ihren Aussagen verblieben, doch nicht genügend belastende Momente herbeischaffen, die Beschuldigten des Diebstahls zu überführen.

Der vernommene Zeuge Kaufmann Auer, der am Abend des Freiberg'schen Diebstahls einen jungen Mann in Begleitung einer Dame vor dem Freiberg'schen Hause in der Taubenstraße hatte promeneren sehen, glaubte zwar sowohl in Werner als auch in der Thella Meyer die gedachten Personen wieder zu erkennen, jedoch nicht mit einer solchen Sicherheit, daß er seine Aussage beschwören könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Weihnachtsgesetz unter der Linie.

Von E. von Barsus.

(Fortsetzung.)

„Falls der Wind so bleibt, Sergeant,“ meinte der erste Steuermann, „so werden Sie morgen Mittag die Sonne im Norden suchen müssen, wenn Sie mit uns die Mittagshöhe nehmen, wie Sie ja schon ganz prächtig gelernt haben.“

„Wie so, Steuermann?“ fragte Webern.

„Morgen werden wir die Linie passiren,“ lautete die Antwort. „Ei das ist ja herrlich! Da haben wir ja ein Drittheil der ganzen Reise schon hinter uns,“ rief der junge Mann erfreut aus. „Da muß man wohl schon seinen Geldbeutel klar machen, um sich von der üblichen Reputationskaufe loszukaufen.“

„Bei Schiffen mit Truppen an Bord darf die Taufe nicht stattfinden“, erwiderte der erste Offizier. „Es ist dabei einige Male zu sehr ärgerlichen Austritten gekommen, so daß die sonst gebräuchlichen Ceremonien unterlagert wurden. Die Offiziere faulen sich indeß gewöhnlich durch eine Spende an Geld und Getränk los und auch sonst ist der Wohlthätigkeit keine Schranke gesetzt, Sergeant.“

„Verstehe schon, Oberfeuermann“, entgegnete Webern. „Es wird mir auf ein paar Gulden und einige Flaschen Schiedamer nicht ankommen.“

„Wenn Ihr den Leuten etwas schenken wollt, Herr, so gebt es dem Bootsmann, der wird schon darauf sehen, daß die Jungen nicht zu viel des Guten thun.“

Der Oberfeuermann wurde durch eine Aenderung in der Stellung der Segel in Anspruch genommen, während Webern nach vorn zu seinen Reuten ging. Man hatte ihm sämtliche Ausländer, d. h. also alle Nicht-Holländer, zugetheilt, weil er wegen der Sprache am besten mit ihnen zurecht kommen konnte. In dem zwischen Haupt- und Heckmast auf dem Verdeck befestigten Langboote fand er die Deutschen seiner Wache, auf Taurollen sitzend und ihre Pfeifen rauchend.

„Morgen vassiren wir die Rinie, der Oberfeuermann hat es mir soeben mitgetheilt“, redete der Sergeant seine Landsleute an, während er bei ihnen Platz nahm.

„Gott sei Dank!“ rief einer der Deutschen aus. „So angenehm auch eine Serenade bei schönem Wetter und unter günstigen Verhältnissen ist, wie ich das ja auf meiner Ueberfahrt von Hamburg nach Brasilien habe kennen gelernt, so schrecklich ist mir der Aufenthalt hier aus dem Schiffe, wo man keine Möglichkeit hat, dem vielfachen Gestudel aus dem Wege gehen zu können.“

„Nicht so laut! Schröder“, ermahnte Webern. „Sie werden sich und uns Allen Unannehmlichkeiten zuziehen, wenn Sie nicht vorsichtiger in Ihren Aeußerungen sind. Es versteht mancher von den Leuten Deutsch. Ja bitte Sie, unterbrechen Sie Ihren Platzwitz, alter Kamerad, den ich ja sehr gut begreife; halten Sie mannhaft aus! Wie soll das erst drüben bei der Truppe werden?“

„Sie haben Recht, Herr von Webern“, entgegnete Schröder. „Alles, was wirklich zum Weien des Soldaten gehört, ist es momentan auch noch so ungewohnt und unangenehm, ertrage ich mit Geduld. Diese verdammten corvées aber bringen mich immer aus dem Häuschen! Das ewige Kleinmachen, die persönlichen Dienstleistungen für einen Corporal oder Sergeanten, denen man sich unterziehen muß, stellen immer meine ganze Philosophie auf eine harte Probe: Vor einem Jahre noch Compagnie-Chef und jetzt gemeiner Soldat, ohne mein Verschulden!“

„Denken Sie nicht an die Vergangenheit, lieber Schröder“, tröstete der Sergeant, „blicken Sie nach vorn, in die Zukunft; etwas Glück und Sie können das Verlorene wieder erlangen.“

„Das sind Utopien. Indes Sie haben Recht, Webern“, entgegnete Schröder. „Ich bin undankbar, in Ihrer Gegenwart so unzufrieden zu sein, da Sie ja alles Erdenkliche thun, unser Loos etwas erträglicher zu machen. Sien Sie überzeugt, lieber Webern, daß weder ich noch diese Herren hier Ihr wahrhaft kameradschaftliches Benehmen gegen uns Ihnen jemals vergessen werden. Wenn Sie nicht bei uns wären, würde ich wenigstens längt über Bord gesprungen sein.“

„Na, na, Alterchen! nur immer sagte mit den jungen Pferden, wie mein guter Mitstreiter Sie so sagen pflegte. Sie sind ja ganz deservat heute Abend. Damit Sie bessere Laune bekommen, will ich nur hinuntergehen und eine angebrochene Flasche Cognac heraufholen, das wird Sie schon auf andere Gedanken bringen.“

Nachdem Jeder einen herzhaften Schluck genommen und die Pfeifen wieder frisch in Brand gesetzt waren, fragte Webern die drei ehemaligen Offiziere, ob sie denn wüßten, was für ein Datum am folgenden Tage sei.

„Was für ein Datum?“ entgegnete Kirchheim, ein ehemaliger preussischer Offizier. „Ich muß gehen, daß ich kaum weiß, in welchem Monat wir leben, geschweige denn, welches Datum wir haben.“

„Morgen ist der 24. December, meine Herren“, bemerkte Webern.

„Morgen ist Weihnachts-Feiliger-Abend, morgen denken unsere Angehörigen daheim mit banger Sehnsucht und schwerem Herzen an uns, morgen freut sich daselbst Alt und Jung und auch wir wollen morgen Abend frohlich sein und Weihnachten feiern so gut es die Umstände erlauben. Ich lade Sie sämtlich, meine lieben Landsleute, zu morgen Abend ein und wenn ich Ihnen auch keinen Weihnachtsstempel vorsetzen kann, so soll es doch nicht an einem guten Punsch fehlen.“

Mit Freuden wurde die Einladung des Sergeanten begrüßt und ihm im Vorhinein für seine freundliche Absicht gedankt, den tausend Meilen von der theuren Heimat Entfernten den ersten Weihnachtsabend weniger schmerzlich vermissen zu lassen.

Bald darauf schlug es acht (Glas*), die Wache war zu Ende und Jeder suchte seine Hängematte auf.

Am anderen Morgen theilte Webern den übrigen Sergeanten mit, daß er zur Feier des Weihnachtsabends seinen Landsleuten ein kleines Fest in dem Unteroffizierlogis geben möchte, sie würden ihm daher einen Gefallen thun, wenn sie ihm von 6 bis 9 Uhr Abends das Logis zu

seiner Verfügung stellen wollten, als Entschädigung wolle er ihnen gern zwei Flaschen Genever und einige gute Cigarren zum Besten geben. Nachdem dieser Vorschlag bereitwilligst angenommen, bat der junge Sergeant den commandirenden Offizier, sowie den Capitän des Schiffes um Erlaubniß zu dem kleinen Feste, die ihm gern bewilligt wurde. Der Capitän, welcher den jungen Mann liebgewonnen hatte, schenkte ihm sogar noch einige Flaschen Rum als Beitrag zum Festpunsch und um den Deutschen sich dankbar zu erzeigen, wie er sagte, für die schönen Lieber, welche sie oft Abends auf Deck vorgetragen. Vom Stewart oder Hofmeister kaufte Webern Citronen und Zucker, einen großen abgekochten Schinken und mehrere frisch gebackene Brode, auch durfte derselbe, mit Erlaubniß des Capitäns, zum Abend eine große Schüssel frisch abgekochte Kartoffeln liefern, so daß Webern mit Hilfe seiner eigenen Vorräthe von Wein, Mixed-Ridles, Wurst und dergleichen seinen Gästen in den Umständen nach leidliches Mahl vorsetzen konnte.

Gegen 6 Uhr Abends hatte der Hofmeister, welchen der deutsche Sergeant sich sehr geneigt gemacht hatte durch gelegentliche Ankäufe eines halben Kapunbratens oder ähnlicher Reste von der Capitänstafel, den Tisch in dem Sergeantenzimmer ordentlich gedeckt, Teller und Gläser nebst den nöthigen Bestecks ebenfalls hergeliefert, den Schinken, einige andere kalte Fleischspeisen, die große Schüssel mit den dampfenden Kartoffeln aufgestellt, so daß die kleine Tafel bei dem Scheine einiger am Ueberdeck aufgehängter Schiffsalaternen recht einladend und freundlich aussah. Die Landsleute des Gattgebers, zehn an der Zahl, hatten bereits im Zwischendeck des Rufes und traten mit vor Freude glänzenden Augen in den kleinen Festraum, als Webern sie dazu einlud. Die drei ehemaligen Offiziere sowie der Student und der junge Kaufmann blieben freudig überrascht stehen beim lang erbeuteten Anblick einer ordentlich gedeckten Tafel, da sie seit vielen Wochen ihre Mahlzeiten auf dem Deck sitzend hatten einnehmen müssen. Auch die übrigen fünf Deutschen warfen schmügelnde Blicke auf die guten Dinge, mit denen der Tisch versorgt war.

Nachdem Alle Platz genommen, schenkte Webern jedem seiner Gäste ein Glas Rothwein aus seinem eigenen Vorrathe ein, stieß mit ihnen an und forderte sie dann auf, es sich gut schmecken zu lassen. Der wochenlang nur von schwerer Schiffskost gelebt hat, kann sich ungefähr einen Begriff machen, mit welchem Appetite die jungen kräftigen Männer über die einfachen Speisen herfielen, welche ihr Landsmann ihnen vorsetzte. Dießem kamen unwillkürlich die Thränen in die Augen, als er das innige Begehen gewahrte, mit welchem namentlich die fünf gebildeten, an Wohlleben und Comfort gewöhnten Männer besonders das frische Brod verzehrten.

„Ich muß Sie im Namen aller Landsleute hier umarmen, Webern“, rief der ehemalige Jägeroffizier aus, ein Freiherr von G. aus einer alten süddeutschen Familie, dem neben ihm sitzenden Sergeanten einen Kuß geben. „Welch eine herrliche Idee, uns einen so köstlichen Weihnachtschmaus zu geben, namentlich das Brod, oh! das frische Brod! Wie in meinem Leben hat mir die schönste Torte so wundervoll geschmeckt, wie dieses Stüchigen Brod!“

„Sei vergelten de Tüsten, leine Baron“, rief ein vierschrötiger Hofsleiner aus, der am Ende der Tafel saß. „Dat is bat Beste, des köstlichen Tüsten, die it nu all söß Weisen nich sien hab. Weelen Dank vor die Tüsten, Sergeant!“

„Es freut mich, daß Euch die Kartoffeln schmecken, Klaus“, entgegnete Webern, freundlich dem Manne zuzuhören und zutrinkend.

Nach einer halben Stunde war von dem Schinken nur noch der gänzlich von Fleisch entblößte Knochen übrig, während die riesige Schüssel Kartoffeln vollständig geleert war. Aus ein Zeichen des Gattgebers erschien der Hofmeister, räumte schnell ab und setzte eine große Bowle voll heißen, köstlich duftenden Punsch auf den Tisch, während Webern einen Teller mit guten Cigarren herumgehen ließ. Als die Gläser gefüllt waren, erhob sich der junge Mann.

„Stoßt mit mir an, lieben Landsleute, auf frohliche Weihnachtsen für unsere Lieben in der fernen Heimat! Frohliche Weihnachtsen! Hoch!“

„Ich kann mir gar nicht recht vorstellen, daß wir schon Weihnachtsen haben“, bemerkte Feldkirch, nachdem Alle stehend das erste Glas Punsch geleert und sich wieder gesetzt hatten. „Es sind heute doch mindestens einige dreißig Tage Reamur oben auf Deck gewesen, und das ist doch wahrhaftig keine Temperatur für Weihnachtsen. Da war es vor einem Jahre doch ein Wäschchen kälter.“

„Wo standen Sie vor einem Jahre in Garnison, Feldkirch?“ fragte Webern.

„Oben in Ostpreußen, wohin ich vom Rhein versetzt wurde, zur Strafe meiner Sünden“, lautete die Antwort. „Da wir noch ein wenig Zeit vor uns haben, will ich Ihnen zum Besten geben, wie es mir gerade vor einem Jahre ergangen ist. Es war von jeder im Offizier-Corps Gebrauch, daß die unverheiratheten Offiziere am Weihnachtsabend im Casino zusammenkamen, wo ein Weihnachtsbaum mit brennenden Lichtern und Geschenken in einer Saale die ganze Gesellschaft um sich versammelte. Ein Comité hatte aus den Beiträgen, die jeder Kamerad zahlte, hübsche Geschenke eingekauft, welche dann unter dem brennenden Baume verlost wurden, worauf ein gutes Souper mit obligater Punschbowle folgte. Unser damaliger Divisionsgeneral,

*) Eine Wache an Bord eines Schiffes dauert immer vier Stunden, jede halbe Stunde wird durch ein, zwei, drei u. s. w. Schläge an der Schiffsglocke bezeichnet, so daß acht Schläge oder, wie die Seeleute sagen, „Glasen“ das Ende einer Wache verkünden.



Im Mutterarm. Nach dem Gemälde von A. Hohenberg.

ein liebenswürdiger, jovialer alter Herr, erschien später ebenfalls in Begleitung einiger Stabsoffiziere, um den Rest des Abends bei uns lustigen jungen Leuten zu verbringen, nachdem Befehrerung und Karpsenschmauß bei ihnen zu Hause beendet. Ich mochte wohl im Wunsch des Guten etwas zu viel gethan haben, da ich mehr an Wein gewöhnt war, und erwachte am folgenden Morgen mit einem gewaltigen Brummschüssel, wie man zu sagen pflegt, der jedoch sehr rasch sich verlor, als mir mein Vortisch meldete, es sei eine Ordnonanz vom Divisions-Commando dagewesen, die mich um 11 Uhr zum General befehlt hätte. Ich kleidete mich schnell an und eilte in's Divisions-Bureau, sehr begierig, zu erfahren, was Se. Excellenz so Wichtiges mir mitzubringen habe, daß er am ersten Weihnachtstage mich zu sprechen wünsche. Bald wurde ich in das Arbeitszimmer des Generals geführt, der mich eine Zeit lang mit lächelnder Miene ansah und dann sagte: „Ich danke, wir lassen es lieber beim Alten, Herr von Feldkirch! Ich war ob dieser mir ganz unverständlichen Anrede so verblüfft, daß ich nicht wußte, was ich antworten sollte. Endlich stotterte ich: „Excellenz, ich muß zu meinem Bedauern gestehen, daß ich Sie nicht verstehe.“

„Was!“ rief der General aus. „Sie entsinnen sich wohl gar nichts mehr von gestern Abend! Ich meine, wir nennen uns wieder ‚Sie.‘“

Als ich ihn womöglich noch verblüffter anstarrte als vorher, lachte der alte Herr hell auf und sagte:

„Ein solch gänzlich Versehen in das Meer der Vergessenheit ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen! Sie entsinnen sich also nicht mehr, daß Sie gestern Abend so freundlich waren, mit mir, Ihrem Divisions-Commandeur, in feierlicher, sogar etwas sehr gerührter Weise Brüderschaft zu trinken in Gegenwart mehrerer Stabsoffiziere von anderen Regimentern?“

Ich war wie aus dem Vollen gefallen, da ich mich in der That nicht im mindesten auf diesen unerhörten Vorgang besinnen konnte; ich sahle mich indeß schnell, bat um Entschuldigung und versicherte Seiner Excellenz, daß ich es mir zur ganz besonderen Ehre schätzen würde, von ihm, einem Freunde und ehemaligen Regiments-Kameraden meines Vaters, mit Du angeredet zu werden. Er könne aus der im Hause begangenen großen Versehenheit jedoch entnehmen, wie sehr ich und ebenso alle meine Kameraden unseren Divisionär verehrten.

Dem alten General schien diese Wendung sehr zu gefallen, er gab mir die Hand und führte mich in ein Nebenzimmer, wo sein sehr hübsches Eßzimmerlein aus einem vorzüglichen Häringssalat und ein Glas Rheinwein servierte, freilich nicht ohne einige anzügliche Redensarten für mich. Bald darauf erhielt der General ein Armeecorps und wir bekamen einen Divisionär der uns den Verlust doppelt fühlbar machte. Der neue Commandeur hatte die Geschichte von meinem Brüderschaftstrinken gehört und die Sache ganz falsch aufgefaßt; er hielt mich in Folge dessen für einen unerhört frechen Menschen, den man sich stets drei Schritte vom Leibe halten müsse. Ich wurde dementsprechend ganz gehörig gezwiebelt, und da meine pecuniären Verhältnisse ebenfalls immer bedenklicher wurden, quittierte ich sehr bald und befand mich in kurzer Zeit in Harderwijk, diesem Sammelpunkte so vieler verdorbener Genies, verfehlter Existenzen und gescheiterter Hoffnungen. Jetzt heißt es: *vogue la galère!* Und darauf wollen wir einmal anstoßen, Freunde!

„Wo waren Sie, Schröder, heute vor einem Jahre?“ fragte Webern den ihm gegenüber Sitzenden.

„Am letzten Weihnachtsabende befand ich mich mit meiner Compagnie in der Provinz Rio Grande, und zwar in sehr mißlichen Verhältnissen,“ nahm Schröder das Wort. Man hatte uns und unseren

Leuten goldene Berge verheißen, kaum hatte man uns jedoch in dem vermaledeiten Lande, als von allen jenen Versprechungen gar nicht mehr die Rede war; man schickte uns in die aufreibendsten Provinzen, zahlte uns keinen Pfennig Sold, so daß bald jede Disciplin zum Teufel ging. Bei einigen Compagnien war es bereits zu offenen Meutereien gekommen, einzelne Offiziere waren von ihren eigenen Leuten erschossen worden, es hatten sich Banden gebildet, welche die zerstreut liegenden Haciendas und Estancias überfielen und plünderten, um sich Lebensmittel zu verschaffen. Wir und meinen beiden Offizieren war es immer noch gelungen, meine Leute von offener Meuterei zurückzuhalten, obgleich die armen Kerle seit Monaten keinen Pfennig Sold erhielten. Dagegen hatte ich es stets fertig gebracht, daß sie wenigstens keinen Mangel litten, indem ich mich gar nicht genirte, die nöthigen Lebensmittel gegen Bons zu entnehmen, wobei es freilich zuweilen etwas lebhaft zugeht, da die Hacienderos nicht sehr begeistert für diese Bons waren, welche etwa den Werth von Fißibussen hatten. Gerade bei Weihnachten vorigen Jahres lagerte ich mit meiner Compagnie an den Quellen des San Francisco in der Nähe einer ansehnlichen Niederlassung. Unsere Diener hatten einige Hühner erwirkt, während der Besitzer der Hacienda uns mit einem ganz trinkbaren Mothwein versorgte, so daß wir Aussicht auf einen leidlichen Weihnachtschmauß hatten. Am Nachmittage stürzte plötzlich der Feldwebel in unsere kleine Schilfhütte mit der Meldung, daß eine Bande meuterischer Soldaten auf dem Lagerplatze der Compagnie eingetroffen sei und die Leute aufgefordert habe, mit ihnen gemeinschaftlich die in der Nähe liegende Hacienda zu plündern.

Da der Besitzer derselben sich sehr freundlich und freigebig gegen uns gezeigt, ich auch die Absicht hatte, längere Zeit dort mich aufzuhalten, bis ich weitere Ordres aus Rio de Janeiro empfangen, wohin ich mit meiner Compagnie zu marschiren habe, so lag mir unendlich viel daran, eine Plünderung der Hacienda zu verhindern. Wir drei Offiziere ließen sofort unsere Pferde fassen und ritten nach dem Lagerplatze der Compagnie, wo ein fürchterlicher Tumult herrschte. Die neuen Untömmlinge, wohl einige vierzig Mann hoch, in zerlumpten Uniformen mit verwilderten Gesichtern, aber sämmtlich gut bewaffnet, hatten sich unter meine Leute gemischt, mit ihnen getrunken und einen großen Theil derselben bereits überredet, mit ihnen gemeinschaftlich die Aufsedelung zu überfallen. Vergänglich bemühten wir drei und einige ältere Unteroffiziere uns, die Leute zu beruhigen und zur Vernunft zu bringen; wir wurden von den Marodeurs überschrien und sogar persönlich bedroht, so daß uns nichts übrig blieb, als uns in unsere Hütte zurückzuziehen, unser Gewiß auf die Mauthüre zu laden und mit unseren Vurschen, dem Feldwebel, den Unteroffizieren und etwa zwanzig Soldaten, die treu geblieben, eiligt nach der Hacienda zu marschiren, wohin ich einen Offizier vorausgeschickt, um unsere Ankunft zu melden. Der Haciendero, der glücklicherweise etwas französisch sprach, war ein energischer Mann, der nach dem ersten Schreden sich mit mir sofort über die erforderlichen Maßregeln zur Vertheidigung seiner Besizung verständigte. Diese bestand aus einem Wohnhause mit einer etwa sechs Fuß über dem Erdboden sich befindenden Veranda, rechts und links lagen zwei lange Seitengebäude aus Fachwerk, das Ganze war von einer steinernen Umfassungsmauer umgeben, die jedoch eine solche Ausdehnung hatte, daß ich deren Vertheidigung von vornherein aufgab, da ich mit Einschluß der waffenfähigen Dienerschaft des Hacienderos kaum fünfzig Mann zur Verfügung hatte. Meine beiden Leutenants übernahmen mit je fünfzehn Mann die Vertheidigung der Seitengebäude, während ich mit dem Reste das Wohnhaus besetzte, dessen Veranda ich in der Eile mit Matrasen und Möbelsüden verbarrikadirte. Kaum waren diese Vorbereitungen getroffen, als auch schon der aus gewiß hundert und fünfzig Mann bestehende Trupp der Marodeurs in den großen Hof stürzte.

(Schluß folgt.)

Im Mutterarm.

(Mit Inspiration.)

Du kleiner schlummernder Liebling
Im weichen Mutterarm,
In Sorgfalt zart gebettet
Ruhst Du so sanft und warm!

Noch wohnt in Deinem Busen
Der Friede unbewußt,
Noch ist für Dich die Erde
Voll ungetrübter Lust.

Du hörst nicht Seelenqualen
Die süß erquickende Raß,
Weil Du im kleinen Herzen
Nichts zu bereuen haß.

Wie wirst Du einst Dich sehnen
Nach diesem Paradies,
Wenn längt der Menschen Schicksal
Dich et'ne Wege wies!

Paul Boehr.

Aus dem Leben König Ludwigs von Bayern.

Mitgetheilt von Dr. Heinrich Ruge.



König Ludwig I. von Bayern bewegte sich sehr viel in Zivilkleidern unter seinem Volke. Da ihn wohl die wenigsten seiner Unterthanen persönlich genau kannten, so konnte es nicht ausbleiben, daß bei der Begegnung mit dem Könige einerseits und bei der Gemüthlichkeit und zwanglosen Verkehr mit ihm andererseits manche heitere Scene an diesen Tag knüpfte.

Eines Mittags ging der König im englischen Garten spazieren. Etwas milde nahm er schließlich auf einer Bank Platz, auf welcher ein Student mit einem Buche in der Hand saß. Der Fürst ließ sich mit dem jungen Manne in ein Gespräch ein und fühlte bald heraus, daß er einen ebenso fleißigen wie talentvollen Jüngling vor sich habe.

„Warum gehen Sie aber nicht zum Essen?“ fragte endlich der König. „In ganz München pflegt man doch meines Wissens um diese Zeit zu essen?“

„Sie haben gut reden, mein bester Herr,“ antwortete lachend der Student. „Aber mein Magen ist besser erzogen, er richtet sich nach meiner Geldbörse und nicht nach der üblichen Erziehung.“

„Wenn Sie über so wenige und so lärgliche Mittel zu verfügen haben,“ meinte Ludwig, „warum wenden Sie sich denn nicht an den König, junger Herr? Ich höre doch, daß er junge strebsame Männer gern und oft unterstützt.“

„So, bester Herr?“ fiel der Bruder Studio ihm in's Wort. „Na wissen Sie, ganz gewiß sind Sie noch nicht lange in München, sonst würden Sie bereits sattfam überzeugt sein, daß Sie ganz falsch berichtet sind. Ich sage Ihnen, von dem Knicker ist kein Pfennig zu bekommen.“ Ein lachendes, kaum merkliches Lächeln glitt über das Antlitz des Königs. Doch ruhig erwiderte er:

„Was Sie nicht sagen! Ja, ich muß gestehen, da habe ich eine bessere Meinung von König Ludwig.“

Dann brachte er das Gespräch auf ein anderes Thema, erfuhr auf geschickte Weise den Namen und die Adresse des Studenten und verabschiedete sich endlich auf das Freundlichste.

Am nächsten Tage wurde der junge Mann in die Universitätskanzlei gerufen. Hier eröffnete ihm der Rector magnificus, daß ein hoher Herr sich sehr angelegentlich nach ihm erkundigt und etwas für ihn zurückgelassen habe. Mit diesen Worten überreichte ihm der Rector ein großes verpacktes Schreiben. Wie erstaunte, wie erschrocken der Student, als er nach Öffnung des Briefes vier Hundertgulden Scheine vorfand und folgende Zeilen:

Hundert Gulden sendet Ihnen zur leichteren und angenehmeren Fortsetzung Ihrer Studien mit dem besten Wunsche für günstigen Erfolg

Ihr

wohlgeneigter König Ludwig „der Knicker“.

An einem heißen Sommermittage befand sich der König in einem weniger lebhaften Stadttheile der Residenz; er trug seinen Lieberzieher über dem Arm und wachte sich den Schweiß von der Stirn. Da trat eine ältliche Frau auf ihn zu und nahm ihn ohne Weiteres den Lieberzieher ab. Ein in unmittelbarer Nähe stehender Gendarm, welcher die Frau für eine Bettlerin halten mochte, wollte einschreiten und die Fäustlinge verhaften. Aber der König, der neugierig war, wie die Sache enden würde, winkte dem Diener der heiligen Hermandad, zurückzubleiben.

Die Fremde befahlte den Rock sorgfältig und musterte ihn mit Kennerblick.

„Das ist ein feiner Stoff,“ meinte sie endlich, „nun, zehn Gulden werde ich schon dafür bekommen. Bleiben Sie nur hier, mein Herr, in zwanzig Minuten bin ich wieder hier und bringe Ihnen das Geld und den Schein.“

„Schon gut, schon gut, ich werde warten,“ antwortete der König halb verblüfft.

Nach Verlauf von einer kleinen halben Stunde kehrte die Frau zurück und sagte freudestrahlenden Antlitzes:

„Zehn Gulden haben ich bekommen, mein Herr, Ihr Lieberzieher muß sehr gut sein, und Sie sind gewiß ein feiner Herr. Bitte, hier ist das Geld und da haben Sie den Schein, verlieren Sie ihn nur nicht. Mit dem Einlösen haben Sie sechs Monate Zeit. Wenn Sie einmal wieder etwas brauchen, so kommen Sie nur zu mir; ich stehe jeden Nachmittag an dieser Stelle und erweise mich einer noblen Kundschaft. Für meine Bemühung bitte ich mir sechs Kreuzer aus.“

Der König lachte und entgegnete schnell:

„Das haben Sie gut gemacht, liebes Mütterchen. Hier haben Sie etwas für Ihren Weg und Ihre Versorgung.“

Der König drückte ihr schnell die fünfzehn Gulden in die Hand und entfernte sich eiligst, bevor die Alte von ihrem Ertrauen sich erholen konnte. Ein solcher Kunde, welcher ihr als Belohnung die ganze Summe einhändigte, die sie für das Pfandobjekt im Leibhause erhalten hatte, war ihr sicherlich in ihrer Praxis noch nicht vorgekommen.

König Ludwig, welchen das kleine Abenteuer sehr belustigt hatte, kehrte vergnügt in's Schloß zurück, trat in die Gemächer seiner königlichen Gemahlin und rief heiter:

„Hast Du schon gehört, mein Herz, daß ein König seinen Rock verfehle? Aber schau, ich mußte heute meinen Lieberzieher verpfänden. Da ist der Schein, laß ihn nur wieder auslösen.“

Am interessantesten dürfte aber wohl der Vorfall sein, welchen Ludwig später bei Gelegenheit seines Besuches bei seiner Tochter, der Großherzogin Mathilde von Hessen, über Tisch selbst erzählte.

Der König lustwandelte nämlich eines Morgens im englischen Garten und traf in einem entlegenen und einsamen Theile des Parks einen Posten, welcher, als er bemerkte, daß Jemand kam, schleunigst etwas in die Taschen seines Waffenrockes steckte. Mißtrauisch blickte er den Spaziergänger an, Angst und Besorgniß sprachen aus seinen Zügen, doch als er sah, daß derselbe Zivilkleid trug, entsüllte sich die Stirn des biederen Kriegers bald wieder, und er sagte gemüthlich zu dem Unbekannten:

„Nun, Sie haben mich schon erschreckt, mein Herr!“

„So,“ antwortete der König, indem er stehen blieb, „haben Sie dann vielleicht ein böses Gewissen?“

„Nun, so schlimm steht es gerade nicht,“ entgegnete der Soldat, „aber schauen Sie, ich bin erst ganz kurze Zeit in München und kenne noch Niemand. Eben habe ich gerade etwas gegessen, das darf aber der Soldat auf Posten nicht, und ich hab's so gleich beigelegt, als ich Jemand kommen hörte. Doch jetzt esse ich ruhig weiter, ich denke, es wird Niemand mehr kommen, oder was meinen Sie?“

„Ich glaube nicht,“ erwiderte König Ludwig belustigt, „aber sagen Sie mir doch, was Sie denn Gutes zu essen haben.“

„Wissen S', ich will Ihnen einen Vorschlag machen: rathe S' einmal!“ erwiderte lachend der Posten.

„Vielleicht haben Sie einen Schweinsbraten,“ meinte der Fürst. „Ja, ja, ein Schweinsbraten wäre freilich etwas sehr Gutes, doch so hoch versteige ich mich nicht, Sie müssen abwärts gehen.“

Der König, welchem die Treuefertigkeit des Vaterlandvertheidigers großen Spaß zu machen schien, fragte freundlich weiter:

„Haben Sie vielleicht einen Kalbsbraten?“

„It auch etwas Gutes, aber abwärts, sage ich Ihnen, abwärts, rathe S' nur weiter!“

„Etwas einen Schinken?“

„Schinken lasse ich mir schon gefallen, aber heute nicht, abwärts!“

„Da haben Sie wahrscheinlich einen Stüd Schweizerkäse?“

„Ach gehen Sie mir doch mit Ihrem Schweizerkäse!“ lachte der junge Kriegermann. „Was ich habe, das ist viel besser als Schweizerkäse, aber abwärts, sage ich.“

„Nun, dann haben Sie möglicherweise gar einen Rettig!“ rief der König in bester Laune.

„Ei natürlich, fast gerathen, aber zwei sind's. Den einen habe ich beinahe schon verzehrt, doch den zweiten habe ich noch ganz. Vielleicht kann ich dienen? Nur zugegriffen und nicht genirt!“

„Ich danke vielmals,“ antwortete der König, „lassen Sie sich's gut schmecken. Ich muß jetzt nach Hause zum Mittagessen und möchte mir den Appetit nicht verderben. Leben Sie wohl!“

Als der König einige Schritte fortgegangen war, rief die Schildwache, welche munter den Post vom ersten Rettig verpfeifte, plötzlich:

„Sie, hören S' doch noch einmal! Wollen Sie nicht so gut sein, mir zu sagen, wer Sie sind? Sie waren so freundlich, und da möchte ich doch wissen, mit wem ich die Ehre gehabt habe.“

„Da bleibt nichts Anderes übrig, als daß Sie auch rathe,“ sagte der König. „Sie haben mich ebenfalls rathe lassen.“

Der Soldat biß kräftig in den zweiten Rettig, sah den König scharf an und erwiderte:

„Nun, Sie sind vielleicht ein Schreiber oder so etwas.“

„Ein Schreiber ist etwas ganz Schönes, gewiß, aber so billig thue ich's nicht, aufwärts, sage ich Ihnen, rathe Sie weiter!“

„Da sind Sie am Ende gar ein Herr Assessor?“

„It auch etwas ganz Schönes, aber aufwärts!“

„Da sind Sie wohl ein Herr Gerichtsdirector?“

„Das lasse ich mir schon gefallen,“ lachte heiter der König, „ein Gerichtsdirector ist auch etwas Gutes, aber nur aufwärts, mein Freund!“

„Der ein Regierungsrath, ein Geheimrer Oberregierungsrath?“

„Hm, hm, nicht übel, aber noch immer aufwärts!“

„Die Geschädigte gefällt mir,“ rief der junge Krieger, „ich freute mich herzlich, daß ich die Ehre habe einen so hohen Herrn kennen zu lernen. Allein jetzt will ich einmal etwas Tüchtiges rathe, Sie sind gewiß ein Herr Minister?“

„It auch etwas Ausgezeichnetes, aber aufwärts, sage ich Ihnen, immer aufwärts!“

Der Soldat wurde ganz verblüfft, riß die Augen groß auf und rief in ängstlichem Tone:

„Nun da — da find Sie am Ende gar der Herr König?“

„Richtig gerathen, mein Freund!“ entgegnete der König.

„Nun, da nehmen S' nur schnell den Rettig,“ bat ganz verlegen der Wachtposten, „damit ich vor Ihnen präsentiren kann.“

Lachend hielt der König den Rettig, und der Soldat präsentirte. Vergnügt schieden König und Rekrut von einander.

Irlands Helena.

Mitgetheilt von E. Schröder.



Alle hundert Jahre hatte der Normanne auf Englands Königsstern geoffen und war, trotz seiner Vändergier, blind geblieben für die Reize Irlands, da hielt es ein Sohn der „smaragdgrünen Insel“ an der Zeit, ihn die Augen zu öffnen.

Unter den zahlreichen Fürsten und Fürstlein, die sich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in den Besitz der schönen Erin theilten, war — nächst dem Ard-righ (Hauptkönig) Roderich O'Connor — der mächtigste, einflussreichste Dermot, König von Leinster. „Ein hochgewachsener Mann, von mächtigem Körperbau,“ so schildert ihn Giraldus Cambrensis, sein Zeitgenosse, „ein kühner, tapferer Krieger, der sich die Stimme im Schlachtenlärm heiser geschrien hatte, und der sich lieber gefährdet wußte, als geliebt.“ Da er jedoch nichts dagegen hatte, als Dervorgil, die Tochter des Königs von Meath, ihr dunkles Auge auf ihn warf, so ist der Schlussatz wohl nur auf das männliche Geschlecht zu beziehen.

Man hatte die schöne Dervorgil, der die Geschichte den Namen der „irischen Helena“ beigelegt hat, halb noch ein Kind dem guten Tiegernach O'Muare (O'Mourke), dem Fürsten von Breffny, vermählt, und sie hatte den Gatten wenn auch ein bißchen reichlich fromm, so doch ganz leidlich gefunden, bis zu dem Augenblick, da sie den stattlichen König von Leinster zum ersten Mal sah. Da entdeckte sie mit einem Schlage an ihrem armen Tiegernach mehr Mängel, als er Haare auf dem Haupte trug.

Dermot, der raube Krieger, verstand die Sprache der Liebe so gut wie andere Leute. Es bedurfte nur einiger Rauberblicke aus Dervorgils Augen und der Niese setzte sich hin und schrieb ihr ein Brieflein, in welchem er ihr, so zart es ihm seine Natur erlaubte, andeutete, daß sein Herz, seitdem er sie gesehen, nur einen Wunsch und eine Sehnsucht kenne.

Die schöne Fürstin beantwortete das schüchternen Schreiben mit gewinnender Freundlichkeit und es entspann sich zwischen Beiden eine geheime Correspondenz, die zwei getreue Vagen eine Zeitlang Tag und Nacht auf dem Beinen erhielt, und die endlich mit folgenden Zeilen von Dervorgils Hand, höchst befriedigend für beide Theile, schloß:

„O'Muare wallfahrtet morgen nach K. Romm' um Mitternacht, Geliebter, und hole mich.“

N. B. Vergiß nicht, ein Häuflein Bewaffneter mitzubringen, damit man glaube, Du entführst mich mit Gewalt.“

Zur festgesetzten Stunde drang Dermot mit seinen Getreuen in das Schloß, aus dem der fromme Tiegernach am Morgen ahnungslos fortgejagt war. Die schöne Helena trat ihrem Parir vollständig reisefertig entgegen. Der hob sie auf sein Ross und fort ging's — aber nicht „im saufenden Galopp“, denn sämtliche Knie, die einst Dervorgils Witzigt ausgemacht hatten, mußten mit, und die guten Thiere waren das Galoppiren nicht gewohnt. Um den Schein zu wahren, zerrte die Schlawe unterwegs noch ein Weichen: Hüsel, Möder! u. s. w. Zum Glück waren aber die Beute von Breffny keine Spielverderber und blieben ruhig in ihren Betten.

Man denke sich den Schrecken und den gerechten Zorn des armen Tiegernach, als er, von seiner Wallfahrt heimgekehrt, die Gattin und die erheirateten Knie vermisse! Auf der Stelle schwur er dem frechen Räuber fürchterliche Mache. Da dieser aber ein mächtiger König war, der über ein stattliches Heer verfügte, er selbst hingegen nur ein kleiner Fürst, der sich mit seiner Handvoll Krieger nirgends sehen lassen durfte, so ging er hilfesuchend zum großen Roderich O'Connor.

Diesem Völkerringen à la Agamemnon war der ehrgeizige Dermot schon lange ein Dorn im Auge. Kaum hatte er daher von der Frevelthat vernommen, so schlug er an sein Schwert, daß es klirrte, und schwur einen heiligen Eid, er werde nicht ruhen, bis er den Sünder bestraft und dem braven Tiegernach die schönere Hälfte zurückgegeben.

Schnell rief er drauf Irlands Könige groß und klein zusammen, legte ihnen in beweglichen Worten die Sache des armen O'Muare an das Herz und überredete sie ohne viele Mühe, unter seiner Führung gegen das feste Schloß Ferns zu ziehen, in welchem der Räuber seine holbe Beute barg. —

Dermot, tapfer wie er war, bekam einen Schrecken, als er hörte, daß ganz Irland unterwegs sei, um ihm die Schöne abzujaagen. Er hatte sich nur auf den kleinen Tiegernach gefaßt gemacht. Eiligst ließ er die Dänen um Hilfe bitten, die es sich vor Kurzem, sehr gegen den Willen der Eingeborenen, in Dublin bequemt gemacht hatten. Die alten Seelöwen waren natürlich mit Freuden bereit, dem Bedrängten beizustehen, der ihnen Ruhm und Beute versieß.

Sobald er sich an der Spitze eines ansehnlichen Heeres sah, zog Dermot aus, dem Feinde entgegen. In einer weiten Thalebene ließ er auf Roderichs Schaaren. Es erfolgte eine blutige Schlacht, in der die Tugend siegte, das Laster aber — nachdem es mit Vöiennuth gekämpft — gefangen genommen wurde.

In Fesseln führte man den stolzen König von Leinster vor den Ard-righ und seine Verbündeten. Einmüthig ward er von den Fürsten seiner Krone verlustig erklärt und des Landes verwiesen.

Die schöne Lisaide alles Unheils wurde dem Gatten zurückgegeben. Dieser aber — es thut mir leid dies sagen zu müssen, da er ja ein Christ war und ein frommer — zeigte sich nicht halb so verständlich, wie Menelaos, „der Gute“, der Mann der Helena, denn er wollte nun vor der armen Dervorgil nichts mehr wissen.

Die Verdmähthe zog sich in das altherühmte Kloster Mellfont zurück und lebte hier bis an ihren farsifseligen Tod der Buße und dem Gebet — vierzig lange, lange Jahre! All ihr Gab und Gut verwendete sie zu frommen Zwecken, der Capelle von Mellfont schenkte sie, außer sechzig Unzen Goldes, noch einen goldenen Keld für den Hochaltar und Tuch genug zur Bekleidung der neun Nebenaltäre. In Cloumaenose erbaute sie zur Ehre Gottes und zur Sühne ihrer Schuld ein prächtiges Kloster. — Arme irische Helena! Wer einmal einen Blick in die beiden düsternen, unterirdischen Kellen gethan hat, in denen du dein bewegtes Leben beschloßest, der bezweifelt keinen Augenblick, daß du im Himmel Vergebung gefunden! — Ob dir aber dein grünes Heimathland je verzeihen wird, daß es durch deine Sünde seine Freiheit verlor?

Schade (für Irland), daß König Dermot kein Schwächling war, kein echter Paris. Es ließ ihm keine Ruhe, bis er sich sein Reich wieder erobert. Als es ihm mit einem Heere von Söldlingen nicht gelingen wollte, daß er sich in Wales geworben, eilte er nach Frankreich, den englischen König Heinrich II. (Plantagenet), um Hilfe zu bitten. Dieser hatte gerade in Guienne alle Hände voll zu thun, ertheilte dem Ertönigen von Leinster jedoch gnädige Erlaubniß, zu seinem Beistand von Normannenrittern mit nach Irland hinüberzunehmen, so viele nur eben zu der Reise Lust bezeugten, unter der Bedingung, daß er ihm (Heinrich) vorerst den Basalleneid leiste.

Dermot war hierzu gern bereit, er hatte viel zu gewinnen und nichts mehr zu verlieren. Durch goldene Versprechungen hatte er bald ein Häuflein Abenteurer, meist von edler Geburt und bettelarm, für seine Sache gewonnen. Unter diesen zeichnete sich durch Muth und Tapferkeit ein Sohn des Grafen von Pembroke aus, Richard, genannt Strongboco. Ihn lockte vorzugsweise die Aussicht auf die Hand der Tochter Dermots, der schönen Eva von Leinster.

Die kleine, aber süße Schraa hatte bald nicht allein Leinster, sondern fast die ganze smaragdgrüne Insel erobert. Schon streckte Dermot die Hand nach der Königskrone Irlands aus, da erlöste ihn der Tod.

Strongboco, sein Schwiegersohn und Nachfolger, trug besagte Krone wirklich ein Weichen. Als er aber vernahm, daß König Heinrich Plantagenet mit fünfhundert Schiffen über das Meer komme, um sich sein neueroobenes Besitzthum einmal anzusehen, nahm er sie bescheiden ab und eilte, sie dem rechtmäßigen Eigenthümer zu Füßen zu legen.

Zahrhunderte lang hat Irland an dem verhaßten englischen Joch gerüttelt, es abzuwerfen ist ihm nie gelungen.

„Es ist,“ moralisirt Giraldus Cambrensis, der alte Schlawost, „die veränderliche und launenhafte Natur der Frau, von der alles Unglück auf der Welt herrührt.“

Wie die Zeit vergeht.

(Schluß.)

's is riesig nechtich doch uff der Welt,
Wenn ma sich nur een Seeger stellt
Und guckt dem langen Weiser zu:
O jekersch nee, nimmt der sich Ruh;
Obb doch er uff der Wölle steht
He holbe Ewigkeet vergeht.
Doch wenn ma in Herbst'zeit sinend steht
Und stt doch Alles rings verblüht,

Doa gleeht ma's kaum, doch schon verbei
Der liebe Summer wieder sei.
Und denkt ma goar der Kinderzeit
Und rechnet — und se liegt su weit, —
Doa is's eem erst recht verwunderlich,
Doch schon su viele Bett verstreich.
Doa kommen eem zehn Joahre shter
Als wie 'ne Seegerstunde wir.

Alphons Paul.

Das Wort.

Allderreichtum und penknend Gedicht,
Wenn es die Sinne veräuscht und besticht,
Wirkt auf die Länge nicht erbaulich;

Aber das Wort, das einfach, leicht
Aus dem Gemüth zum Gemüthe spricht,
Klingt uns immer hold und vertraulich.

Otto Haugwitz.

Frau Amalie Friedrich-Materna.

(Mit Portrait.)

Eine der bedeutendsten und gefeiertsten dramatischen Sängerninnen der Gegenwart ist Frau Friedrich-Materna, Mitglied der Wiener Hofoper, zu deren vornehmsten Stützen sie gehört. Frau Materna ver-

kirchengesungen mitwirken wolle. Gleichwohl zog das junge Mädchen den Aufenthalt in Graz vor, weil sie richtig annahm, daß sie dort für ihre bessere musikalische Ausbildung mehr Gelegenheit finden werde.

Seine der bedeutendsten und gefeiertsten dramatischen Sängerninnen der Gegenwart ist Frau Friedrich-Materna, Mitglied der Wiener Hofoper, zu deren vornehmsten Stützen sie gehört. Frau Materna ver-

Merkwürdig ist der Bildungsgang dieser Sängernin, welcher deutlich beweist, daß sie alle ihre großen Erfolge ihrer eigenen Energie und dem consequentesten Studium verdankt.

Frau Amalie Materna ist im Jahre 1847 zu St. Georgen, einem kaiserlichen Marktflecken, als Kind eines Schulmeisters geboren, der leidenschaftlich Musik trieb und mehrere Instrumente spielte. Frühzeitig unterwies er alle seine Kinder in der Musik und hatte namentlich mit der kleinen Amalie Glück. Diese besaß eine hübsche Singstimme und wirkte als Neunjährige wader mit bei Ausführung der Messen in der Kirche zu St. Georgen.

Leider verlor sie ihren Vater, noch ehe sich ihr Talent hinreichend hatte entfalten können, so daß sie von da an auf sich selbst angewiesen war. Es wurde versucht, ihr den Unterricht des Wiener Musikprofessors Gentilhomme zu verschaffen, dieser Herr verlangte jedoch ein so hohes Honorar, daß von seiner Hilfe Abstand genommen werden mußte.

Bei einem älteren Bruder, der zu St. Peter in Steiermark Lehrer war, fand Amalie Unterkommen und einige Gelegenheit zu weiterem Studium. Während sie dem Bruder in der Hauswirtschaft half und zu ihrem Unterhalt eine kleine Handarbeitschule errichtete, nahm sie auch Theil an den kirchlichen Aufführungen des Ortes und erwarb die alle Kirchgänger durch ihren seelenvollen Gesang. Die Zuneigung der Bewohner St. Peters ging so weit, daß, als Amalie mit Mutter und Bruder nach Graz zu einem andern Bruder, der dort Telegraphen-Schreiber war, übersiedeln sollte, die Wohlhabenderen für sie durch Subscription ein Jahrgeld von 130 Gulden aufzubringen sich anbeischig machten, falls sie in St. Peter bleiben und ferner bei den



Amalie Friedrich-Materna.

Zwei Jahre blieb sie in diesem Engagement und mußte Alles singen, was die leichte Operette ihr befohlen. Da endlich entdeckte sie Director Treumann vom Wiener Carltheater und engagierte sie unter guten Bedingungen. In Wien nahm ihr Studium einen schönen Aufschwung; kein Verringerer als Hofcapellmeister Heinrich Broch wurde ihr Lehrer. Auf seine Veranlassung sang sie vor dem Capellmeister der Hofoper Cser und vor dem Director Dingelstedt Probe, die so günstig ausfiel, daß sie sofort engagiert und von Cser mit der Partie des Haffes in Gluck's Oper „Armida“ betraut wurde. Im Kärnthnertheater debütierte sie am 2. April 1869 als Selica in der „Afrikanerin“. Dann sang sie die Amalie im „Maskenball“ und die

Leonore im „Fidelio“. Höchst bedeutend zeigte sie sich als Ortrud in „Lohengrin“. Als Richard Wagner im Mai 1872 in Wien war, zog er Frau Materna als Balthise für sein Festspiel in Bayreuth heran. Von da an genoß sie seinen ausgezeichneten Rath in allen musikalischen Dingen und creirte unter seiner Leitung die ideale Gestalt der Brunnhilde. Seitdem hat Frau Friedrich-Materna Belustung erlangt und in allen großen Musik-Emporten Triumphe errungen. Auch durch Nordamerika hat sie im vorigen Jahre mit der Concertgesellschaft des Directors Thomas eine große Kunstreise gemacht und Vorbeeren und Gold in Menge eingeholt.

Vor Kurzem ist sie in einem Concert des Orchestervereins in Breslau aufgetreten. In diesem Concert brachte sie den ersten Auftritt der Elisabeth aus dem Tannhäuser (2. Act) und das Gebet aus dem 3. Act sowie die große Arie des Adriano aus Rienzi zum Vortrag.

Schlesische Chronik.

Für das achte schlesische Musikfest in Görlitz während der Pfingsttage ist das Programm folgendermaßen festgestellt worden. Am ersten Tage kommt das Oratorium „Josua“ von Händel zur Aufführung, welchem die Pfingstcantate „O ewiges Feuer“ von Sebastian Bach vorausgeht. Der zweite Tag bringt das „Te Deum“ von Ed. Grell, „Märie“ von Hermann Goek, die vierte Sinfonie in B-dur von Beethoven und die „Walpurgisnacht“ von Mendelssohn. Für den dritten Tag sind gewählt die Ouvertüre zur „Medea“ von Volodemar Bargiel, das erste Don Juan-Finale und eine Jubel-Ouvertüre von Raff. Außerdem werden an diesem Tage die für das Fest engagierten Solisten sich mit einer Reihe besonderer Solo-Vorträge hören lassen.

Ein falscher Freier. Aus Bresze wird berichtet: In einem dacht am hiesigen Orte gelegenen, jedoch zum Dorfe D. gehörigen Hause sollte vor einigen Tagen Hochzeit gefeiert werden. Der Bräutigam, ein aus einem anderen Kreise zugezogener Mensch, hatte sich in die Tochter des Hauses sterblich verliebt und auch er fand Wohlgefallen vor den Augen seiner Angebeteten und deren Eltern. Was Wunder also, wenn diese Liebe und Einigkeit mit dem standesamtlichen und kirchlichen Segen gekrönt werden sollte? Der Hochzeitstag war da, auch die Gäste und die unvermeidlichen Musikanten. Der Braten war fertig, der Kuchen gebaden. Es wurde gegessen und getrunken und in bester Stimmung bewegte sich endlich der Hochzeitstag — an der Spitze die harmonische Dorfcapelle — nach dem Dorfe D. zum Standesbeamten und zur Kirche. Der Standesbeamte aber weigerte sich plötzlich aus besonderen Gründen, den Knoten in das Band der Liebe zu knüpfen, was natürlich auch die Zurückweisung der kirchlichen Trauung im Gefolge hatte. Da man aber einmal im Orte war, so ging die ganze Gesellschaft in's Wirtshaus und feierte die Hochzeit vor der Trauung. Es war lustig, gemüthlich dieses „Hochzeitkränzchen“. Am anderen Morgen war der Bräutigam verschwunden, denn es hatte sich herumgeprochen, daß er „bei sich zu Hause“ bereits hat, was er hier wollte. Eine aus seinem Heimathorte eingetroffene Nachricht hat die Verbindung beim Standesbeamten verhindert.

Die Einführung des Gregorianischen Kalenders in Schlesien. Das Mandat des Kaisers Rudolph vom 10. December 1553, welches die Abschaffung des Julianischen und die Einführung des vom Papst Gregor XIV. verbesserten Kalenders anordnet, besagt:

„daß aus sonderbaren, gewissen, nützlichen und billigen Ursachen, nach genugsamer statthafter Erwägung und Verathschlagung, der allgemeine alte Kalender, so bisher in der ganzen Christenheit gegolten, um 10 Tage corrigirt und verändert ist, dergestalt, daß das vierundachtzigste Jahr seinen Anfang vom neuen Jahresstag, wir von Alters haben, aber nach dem heiligen Dreißigstages, welches der sechste des Monats Januarii ist, als bald darauf der siebzehnte als St. Antonii geschrieben werden solle.“

Der Oberlandeshauptmann wies hierauf die Geistlichen an, sie sollten, da jedermannlich, sonderlich der einfältige Bauersmann aller Gelegenheit gründlich berichtet werde, von den Kanzeln auf den nächsten Freiertag und Sonntag folches dem Volke verkündigen und ausführlichen Bericht thun, daß soviel möglich, Unordnungen vermieden würden. Diese Verbesserung wurde übrigens mit Widerspruch und Unzufriedenheit aufgenommen; weil sie vom Papst herkam, weigerten sich die protestantischen Fürsten sie anzunehmen und behielten den alten Kalender bei, die schlesischen bequemen sich zwar dazu, aber mit der Erklärung, die zugleich ein Compliment für Rudolphs astronomische Einsicht enthielt, daß sie es nur aus Mäßigkeit auf den Willen des Kaisers thäten.

Fast um dieselbe Zeit änderte man in den meisten schlesischen Städten die alte Einrichtung, nach welcher die Uhr von 1 bis 24 schlug, ab; am 24. Juli 1580 verkündigte man in Breslau von den Kanzeln, daß die 4 Schlägen am Rathsthorum nunmehr die halbe Uhr zeigen und diese an denselben Tage zwölf zu schlagen anfangen würde, indem in's Künftige der Tag nicht mehr vom Untergange der Sonne, sondern um Mitternacht den Anfang nehmen sollte.

Offizier-Witwen-Pensions-Kasse. In den „Schlesischen Provinzialblättern vom Jahre 1789“ finden wir folgende eine „Offizier-Witwen-Pensions-Kasse“ betreffende Stelle (buchstäblich): Sr. Königl. Majestät sind durch die vielen Bitten von Offizierwitwen und armen Wdwen in Schlesien um einige Unterstützung bedungen worden, dem Herrn Etats- und Kriegsminister Grafen von Holm Excellenz aufzutragen, wenigstens soviel Fond auszumitteln, daß der drückende Mangel der Bedürftigen gehoben werden könne. Se. Hochgräfliche Excellenz fühlten sich durch sich selbst zur Ausführung getrieben, da Sie

oft ein gerührter Augenzeuge von dem Elend, in dem so viele Witwen und Waisen verbieter Offiziers schmachten, gewesen sind. Es hat ihnen geglikt, 2000 Rthr. auszumitteln und Sr. Kgl. Majestät Genehmigung dahin zu erhalten, daß diese Gelder als ein beständiger Fond zu dieser wohlthätigen Absicht bestimmt bleiben und die von Ihnen vorgeschlagenen bedürftigen 20 Wdwen zum ersten Genuß der daraus zu bewilligenden Pensionen gelangen. Dieser Fond ist unter dem Namen einer Offizier-Witwen-Pensions-Kasse bey der Königl. Domänen-Kasse zu Breslau errichtet worden und diese hat mit dem ersten Junius (1789) ihren Anfang genommen.

Tänze der Schlesier in früheren Jahrhunderten. Zu den erlaubten alten Tänzen gehörten: der Polnische, der als der ruhigste und gefesteste gerühmt wurde; er erforderte „große Reuerenz und liebliche Weige, mit Bucken und Knippen und Knappen. Außer ihm wurde der Capriolentanz aufgeführt, bei welchem in hohen und niedrigen, „halben und ganzen Capriolen zwerch und überzwerch“ gesprungen wurde, und wogu viel Liebung gehörte. Die Musik dazu scheint Unglaublich gehobt zu haben. Bei diesem Tanze gab es Veranlassung zu allerlei unartigen Geberden, auch geschah es, daß man der Tänzer „Weingewand“ sah, welches in den Breslauer Statutis de Nuptijs vom Jahre 1501 sehr streng verboten wird. Eine dritte Art war „der Drehtanz“, der Viele dabei zu gleicher Zeit tanzen konnten. Der Bortanz scheint eine Art von Solotanz gewesen zu sein, den die übrigen Tänzer in einzelnen Gruppen nachtanzten. — Außer diesen Tänzen werden in den erwähnten Statuten als neue Tänze angeführt und verboten: Der Gezwoner oder Zäuner, der nach einer ungefähren Beschreibung darin bestand, daß zwei Weihen Tänzer um die jedesmaligen Springer eine Art „Jann“ bildeten und sich dann tanzend herumbewegten, wie es bei manchen Partien in der Polonaise geschieht. Ferner „der Taubentanz“, dessen Eigenthümliches jedenfalls in dem hüpfenden Zusammenklappen der Flügel (Haden) nach Art der Mazurka bestand. Es ist dies daraus zu schließen, daß der alte polnische Tanz ebenfalls diesen Namen führt (Holubiek). Der russische Tanz dieses Namens („Szolubiek“) besteht darin, daß die Tänzer abwechselnd auf einem Hüpfen und ein Liedchen singen, worin das Wort Szolubiek vorkommt. Endlich „der Schmolleer“, bei welchem die tanzenden Paare in scheinbarem Unwillen einander den Rücken zuekehrten und sich dann wieder zu versöhnen schienen. — Die sogenannten „Mummänze“ (Tänze in Masken) waren vermutlich von den unermummten nicht verschieden. Spielteute wurden bei jeder Wirtshaus (Tanzgesellschaft) in den angeführten Statuten nur zwei Paare erlaubt. Die auf dem Breslauer Rathhause, wo ehemals Hochzeiten abgehalten wurden, vorhandene Musikanten-Gallerie ist nur auf zwei Paare eingerichtet. Die Spielteute sollten nur (und zwar vom Bräutigam) jedes Paar einen Gulden bekommen, ohne daß ein anderer Gast ihnen etwas zahlen durfte. Will aber, heißt es in den Statuten weiter, jemand die Trommeter haben, der soll ihnen nicht mehr geben denn drei Gulden.

Der beste Ton, mit Soldaten zu reden. Nach der Lissaer Affäre ließ König Friedrich II. von Preußen am 16. December die Laufgräben gegen Breslau eröffnen. Der König hatte sein Hauptquartier in einem Bauernhause des Vorwerkes Nothkreitscham. Es war eine grimmige Kälte, und die Truppe brachen zuletzt Schuhen, Ställe und Häuser ab, um sich Brennmaterial zu verschaffen. Die Dragoner griffen sogar das Holzwerk im Hauptquartier an und hörten nicht auf die gütlichen Vorstellungen des wachhabenden Offiziers, der sich schließlich genöthigt sah, Gewalt zu gebrauchen. Er ließ die Wache herausreten und rief: „Auf Jedem, der nur das kleinste Brettchen abbricht, lasse ich schießen!“ Die Soldaten lachten, weil sie seine Drohung nicht für ernst hielten. Der König vernahm den darüber entstandenen Lärm und ließ sich von dem Offizier Bericht darüber erstatten. „Das ist nicht der richtige Weg“, sagte er zu ihm, „wart! Er nur, ich will dem Unfuge bald ein Ende machen.“ Darauf trat er vor die Thüre und rief: „Hört einmal, Dragoner! Wenn Ihr so fortschreit, so fällt mir der Schnee ja in's Bett; das werdet Ihr doch nicht wollen!“ Das half und das Quartier des Königs blieb verschont.

Ich bin ein Reiserpferd! Bei einer Reue in Schlesien ritt eine Pferdewechter, der gern seinen Landesvater zu sehen wünschte, so nahe an den König Friedrich Wilhelm II. heran, daß der Monarch diesen seinen gossenden Begleiter schließlich fragte: „Wer bist Du, mein Sohn?“ worauf er die Antwort erhielt: „Ich bin a Reiserpferd!“

Allelei Nützliches.

Der Maß-Kontrolleur. Um bei dem Vermessen von Zeugstoffen eine feste Garantie für absolute Richtigkeit des Maßes zu erhalten, ist kommen entsprucht. Hiernach wird in jeden Stoffballen, vermittelst geeigneter Aufwickelapparate, seiner ganzen Länge entlang ein aus ganz zwar so, daß das Maß mit seinem Nullpunkt an das innere Ende des Stoffballens befestigt, an seinem äußeren Ende genau die Länge des Stoffes angezeigt. Wird nun ein Theil des Stoffes zum Verkauf abgemessen, so wird gleichzeitig das Bandmaß mit abgetrennt, so daß das verbleibende Ende desselben den noch vorhandenen Restbestand des Stoffballens richtig wiedergiebt. Es muß Jedermann einleuchten, daß auf diese Weise der Verkauf sowohl, als auch besonders die Inventur-Aufnahme des Lagers ganz außerordentlich erleichtert und vereinfacht wird, wenn sich auch noch der Vortheil ergibt, zwischenzeitig fortwährend ganz genau die Restbestände der Stoffballen ermitteln zu können. Dem Verkäufer, sowie dem kaufenden Publikum bietet sich außerdem die Annehmlichkeit, daß durch Beigabe des Bandmaßes die Richtigkeit der gekauften Stofflängen stets gewährleistet wird. Den Verkauf dieser gefüglichen geschützten Bandmaße und Aufwickelapparate hat der Fabrikant Franz Thormann in Wiesbaden (Felsen-Platz) übernommen.

Ein neues Beleuchtungsmittel. Dr. Auer, ein junger Wiener, machte im chemischen Laboratorium des Professors Lieben eine Entdeckung, die eine vollständige Ummwälzung auf dem Gebiete der Gas-Industrie und einen mächtigen Fortschritt unseres Beleuchtungsweßens überhaupt bedeutet. Dr. Auer bringt, wie die „Wiener Med. Wochenschrift“ berichtet, in der nicht leuchtenden Flamme eines Bunsen'schen Brenners einen mit einer Metallglocke imprägnierten und dadurch unverbrennlich gemachten Baumwollstock zum Glühen. Die Leuchtstärke dieses glühenden Dochtes nähert sich der einer elektrischen Glühlampe, und die höchst einfache Vorrichtung kann auf jeder Gaslampe leicht angebracht werden. Eine mit dieser Vorrichtung versehene Probelampe brennt bereits im chemischen Laboratorium der Wiener Universität. Dr. Auer übergab das Patent seiner Erfindung für alle Länder, mit Ausnahme von Oesterreich und Deutschland, einer englischen Gesellschaft, die deren praktische Verwerthung im großen Maßstabe bereits im Angriff nahm.

Gegen die Butterverfälschungen. Es wird endlich mit allem Nachdruck gegen die vielfachen Betrügereien eingeschritten werden, welche geldgierige Händler auf dem Buttermarkt verüben. Der deutsche Landwirtschaftsrath, welcher in Berlin tagte, hat folgende Petition an den Minister für Landwirtschaft gerichtet: 1) Die Kunstbutter erhält einen bestimmten offiziellen Namen, welcher das Wort „Butter“ nicht enthält. Nur dieser Name darf ausschließlich in allen öffentlichen Anpreisungen gegeben werden. 2) Die Gefäße, in welchen Kunstbutter im Laden oder auf dem Markt verkauft wird, enthalten eine bestimmte Form und es wird auf ihnen der offizielle Name auf Boden, Deckel und Seiten deutlich in schwarzer Farbe angebracht. 3) Die Fabrication von Kunstbutter wird ganz verboten. 4) Die im Wiederholungsfall wegen betrügerischen Verkaufs von Kunstbutter, resp. Kunstbutter, verurtheilten Kaufleute sind öffentlich bekannt zu machen. 5) Die Herstellung der Kunstbutter von Oleum-Margarin und die Herstellung der Rohmaterialien hierzu strengstens zu kontrolliren, eventl. zu verbieten. 6) Die Abhaltung der Einfuhr gesundheitsgefährlicher Kunstbutter aus dem Auslande ist als eine wichtige Aufgabe den dazu berufenen Behörden zu überweisen. — Im Auftrage des Reichsamtes des Innern erklärte Geheimrath Regierungsrath Dr. Hopf: Die Frage der Kunstbutter beschäftigt augenblicklich sehr lebhaft das Reichsamt des Innern. Die preussische Staatsregierung hat über diesen Gegenstand Erhebungen angestellt, die ein sehr umfangreiches Material geliefert haben. Auf der Grundlage dieser Erhebungen wird nunmehr im Reichsamt des Innern ein Gesetz ausgearbeitet, dessen Inhalt ich Ihnen angedeutet des Stadiums, in dem sich dasselbe befindet, nach nicht mittheilen kann, das aber im Wesentlichen den Wünschen des Referenten entsprechen wird.

Allelei Heiteres.

Karl August und Goethe. Während der jungen Jahre des Großherzogs Karl August von Weimar und Goethes wurden in gar mancher Winternacht die guten Weimaraner, die streng ihre Bürgerpflichten hielten, aus dem ersten sanften Schlaf plötzlich durch Pfeitschellen, Schellengeläute und Hundegebell aufgeschreckt, wenn die lustigen Herren vom Hofe in fahrendem Schlitten von einer Landpartie heimkehrten. Im Sommer- und Herbstnächten ersetzten rasselnde Jagdwagen und Hufschritte die Wechsell. Bei einem solchen Jagdauszuge kamen der Fürst und sein Dichter zufällig vom Gesolge ab und lebten in ein einfaches Bauerngesicht ein, um ihren Durst zu löschen. Eine ländliche Matrone stand am Butterfaß in voller Thätigkeit, unterbrach dieselbe jedoch s. fort auf Bitten der Gäste und holte ihnen frische Milch aus der Kammer. Den Landesherrn erkannte dieselbe keineswegs im unverschämten Jagdrock, ihre Dienstmägde galt nur den beiden verschämten und verirrten Menschenkindern. Kaum hatte sie die Stube

verlassen, als der Großherzog einen feisten Kater, den er schon vorher auf der Ofenbank bemerkt, mit raschem Griff beim Fell nahm, in das Butterfaß stopfte, den Deckel darüber stülpte und seine schwere Waidtatsche auf diesen warf, so daß der unglückliche Hing sich unmöglich befreien konnte. Die Bäuerin trat arglos wieder ein, reichte den Gästen den Ledertrock und wurde von Beiden wechselweise, bis die Gläser geleert waren, dergestalt mit Fragen nach allerlei überhäuft, daß sie weder ihren Kater vermochte, noch Zeit gewann, nach dem Butterfaß zu schauen. Dann empfahlen sich die Minne auf's Geschwindeste und vergnügten sich in dem Gebanten, welche Augen ihre Wirthe bei der Entdeckung des geliebten Hausthieres in dem improvisirten Käfig machen würde. Bei nächster Gelegenheit sollte die biedere Frau reichlich für den Butterverlust entschädigt werden, nahm Karl August sich vor. Wenige Wochen später, als wieder eine Jagd in der Gegend stattfand, suchte er absichtlich mit Goethe das abgelegene Häuschen auf. „Ei Herr!“ rief die Bäuerin ihnen entgegen, „das sind ja die Herren.“ „Die Euch,“ fiel der Großherzog ein, „damals den kleinen Schabernack gespielt, Mutterchen; aber hier nehmt Euren Entgelt dafür, mit der Butter kommt Ihr doch nichts mehr anfangen!“ Die ehrliche Alte strich zunächst schweigend das dargebotene Goldstück ein, dann blinzelte sie schlau und erklärte lächelnd: „Die Butter ist an den Hof von Weimar gekommen, da freffen sie Alles!“

Aus dem Leben. Schneider: „Sind Sie verheirathet oder ledig, mein Herr?“ — Kunde (der sich einen Anzug anmessen läßt): „Verheirathet.“ — Schneider (zu seinem Zuschneider): „Also eine geheime Töchter ins Unterfutter der Weste.“ — Kunde: „Was heißt das? Ich verstehe Sie nicht.“ — Schneider (dem Kunden zublinzelnd): „Nun um Ihr Kleingeld während der Nacht darin zu verhedden — ich bin nämlich auch verheirathet.“

Publicitäten. In Chicago erscheint eine neue Zeitschrift, welche „The hog“, „das Schwein“ betitelt ist, ein Organ für Schweinehandel, Schweinezüchter, u. d. m. dem neulich das Redactionslocal dieses hochmögenden Blattes besuchte, äußerte darauf: eine solche Schweinezeitung sei ihm selbst in Chicago noch nicht vorgekommen.

Klage und Wirkung. In einem Städtchen, wo voriges Jahr eine sehr geringe Sterblichkeit herrschte, war fast das ganze Jahr der einzige Arzt krank gewesen und hatte nicht kuriren können. Die Bewohner des Städtchens sind über dies eigenthümliche Zusammenreffen sehr nachdenklich geworden.

Geflügeltes Wort. Als Fürst Cusa im Jahre 1866 aus dem Lande gejagt wurde, entstand folgendes geflügelte Wort: Was für ein Unterschied ist zwischen dem Fürsten Cusa und dem heiligen Nepomuk? — Antwort: Der heilige Nepomuk wurde in die Moldau hineingeworfen und Fürst Cusa aus der Moldau hinausgeworfen.

Spiele und Denkaufgaben.

A. hat:



Im Talon liegen

Hat A. Vorhand, so gewinnt er den Eichel-Solo, als Mittelhand oder Hinterhand verliert er denselben. Welche Karten hatten B. u. C.?

Auf Lösung der Skat-Aufgabe in Nr. 16.

Vorhand hat 4 Schellen, spielt Schellen 8 an, Hinterhand wirft Roth ab. Vorhand zieht nunmehr noch 3 Mal Schellen. Hinterhand hat hierdurch Gelegenheit, die Roth-Farbe los zu werden. Vorhand zieht dann Roth 7 und Mittelhand ist gezwungen, mit der 8 zu übernehmen, verliert also, da Hinterhand nun Roth abgeworfen hat, das Spiel.

Elfen-Näthel von Lehrer R. Anders.

Aus folgenden 31 Elfen:

ka, dorf, berg, lav, ti, ri, ho, in, nol, e, ha, to, el, kreuz, mu, kers, lot, o, lig, na, burg, a, sels, ny, bet, gar, vic, a, rük, o, len, sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines berühmten schlesischen Dichters, und deren Endbuchstaben den Namen eines bedeutenden schlesischen Schriftstellers ergeben. 1. Geburtsort eines schlesischen Schriftstellers, 2. Fluss in Posen, 3. Ort im Gloger Kreise, 4. der Sohn Horans, 5. weiblicher Vorname, 6. ein in Schweden gebräuchlicher Vorname, 7. Schlachtenort in Böhmen, 8. Mutter Jesu's, 9. ein Blasinstrument, 10. Schlachtplatz in Belgien, 11. Hochland in Posen, 12. Vater Samuels, 13. berühmter Aussichtspunkt auf dem Thüringer Walde.

Kleine Wortbild-Räthsel von Paul Ehrlich.

1. **Alter**
N
C/h

2. **ter** **Esse** **ter**
ter

3. **PSH**
O nie!

4.
w w w w w
w w w w w
w w w w w
w w w w w
w w w w w
w w w w w
w w w w w
w w w w w

Ausfüll-Räthsel von J. W. Peterson.

S	a			e	n
S				l	
C	o			e	t
A				a	
H	o			l	e
S	o			t	e
H	e			n	e
F	l			t	o
C	o			i	n
R	u			n	s
S	i			r	a

Die leeren Felder der nebenstehenden Figur sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben und daß die dritte senkrechte Reihe eine bekannte Zeitschrift, die vierte senkrechte Reihe eine beliebige Oper nennt. — Die beiden senkrechten Reihen sind von oben nach unten zu lesen.

Logogryph von H. Michael.

Es ist bekannt als wollreich Thier,
Den Fuß verdoppelt, nennet's Dir
Ein Foh, dran füg' der Reiden drei,
So eilt es auf der Bahn herbei,
Dort dienstbereit dem Passagier
Erschließend flugs des Zuges Thür.

Diamant-Räthsel von Paul Janischowsky in Lublin.

a
aaa
aaaaa
ä ä b d e e e
e e e e e e e e e
i i i l l l l l l l l
m m m n n n n n n
n o p p r r r r
s s s t
t t w
w

Nach der Form nebenstehender Figur und aus deren Buchstaben bilde man: 1. einen Buchstaben, 2. einen Fisch, 3. einen weiblichen Vornamen, 4. eine Stadt in Italien, 5. ein Brennmittel, 6. einen Helden aus dem dreißigjährigen Kriege, 7. ein Land in Afrika, 8. einen Verzweigung, 9. eine Frucht, 10. durch die Natur verändertes Wasser, 11. einen Buchstaben. Die senkrechte und wagerechte Mittellinie muß ergeben den Namen eines Helden aus dem dreißigjährigen Kriege.

Wortbild-Räthsel von J. Rade.

H
alt
E

G L s a r b g

T
henke
G

D
N

GG Ring SS ut

GG Ring SS s Henne

Inhalt:

Um Mitternacht. Novelle von Adelt Grepas. (Fortsetzung). — Dein Bild. Gedicht von A. A. — Eine Steppenfahrt in der Arim. (Mit Illustration). — Geheiß. Kriminal-Novelle von Julius Maykau. (Fortsetzung). — Ein Weihnachtsfest unter der Linde. Von E. von Barfus. (Fortsetzung). — Im Mutterarm. Von Paul Baehr. (Mit Illustration). — Aus dem Leben König Ludwig von Bayern. Mittheilung von Dr. Heinrich Rube. — Islands Helena. Mittheilung von E. Schröder. — Wie die Zeit vergeht. Von Alphonse Paul. — Das Wort. Von Otto Roquette. — Frau Amalie Friederich Materna. (Mit Portrait). — Schlesische Chronik. — Mirelei Nüchliches. — Mirelei Gelters.

Verantwortlicher Redacteur Karl Leschner in Breslau. — Druck und Verlag von S. Schottlander in Breslau.

Magisches Buchstaben-Quadrat von Victoria Schröder.

a	b	b	o
o	o	o	o
o	g	g	l
k	k	n	n
n	r	r	r

In jedem Schiff trifft man das erste Wort,
Sel's auf der See, sei es im sichern Port.
Das zweite hat gar Mander aufzuweisen,
Der nicht in's dritte zog mit scharfen Eisen.
Im vierten kann man keinen Berg erklettern,
Das fünfte ist willkommen allen Blättern.

Auflösungen der Räthsel in Nr. 22.

Des Kreuz-Räthfels von E. Pfänder:

Pa	pier
Ra	go

Des Logogryph von E. in Patschkau:
Arefeld, Amalfi, Nabe, Eukratib, Victoria, Oldenburg, Neva,
Giob, Ohlau, Vohengrin, Taufend, Enterpe, Italien.

Des Räffelsprunges von Ludwig Dürr:

Willst Welt und Menschen recht verstehen,
Mußt du in's eigne Herz dich sehn.
Willst du dich selbst recht kennen lernen,
Mußt du dich aus dir selbst entfernen.

Wer sich beurtheilt nur nach sich,
Gelangt zu falschen Schlüssen,
Du selbst erkennst so wenig dich,
Als du dich selbst kannaß küssen.

(Friedrich Bodenstedt.)

Des Citaten-Räthfels von J. von Peterjohn:

„Frisk atmet des Morgens lebendiger Hauch“ u.

Der Scherzfragen von H. Michael:
1. Der Moskus. 2. Der Ocean. 3. Schwermuth, Vermuth.
4. Drossel.

Correspondenz.

E. in Patschkau. Wie Sie sehen, verwendet. Erinnern Sie nur recht hübsche Räthsel-Räthsel, die Leser werden es Ihnen dank wissen.

E. W. in S.-bad. Ihre mathematische Aufgabe ist nicht richtig. Glat. Wir müssen die Bestimmung Ihres Namens als eine Garantie für Ihre eigene Autorschaft bezüglich der eingeleiteten Räthsel annehmen.

R. J. A. Scene. altgriechisch „Scene“, wörtlich „Belt“, bedeutet so viel wie einen besonderen Auftritt im Drama, einen Theil der Gesamt-Aktion, in welchem keine Verwandlung statt findet.

M. N. in Golaßow. Die Räthsel-Aufgaben sollen zum Abdruck kommen.

B. Epp. Eine Innung, die mit Verleumdungen anfängt, ist überhaupt nicht werth anzunehmen.

Emma B. Scherhaft mag das sein, aber ein Räthsel ist es doch nicht.

Karl von C. Wir und Sie ändern diese Dinge nicht.

Frau Vo-ra. Das Wort Meeting kommt her von Meth und Thing, d. h. Zusammenkunft beim Meth-Trinken, es ist ein altgermanisches oder altslawisches Wort. Unsere Urväter pflegten, wenn sie sich versammelten, Meth zu trinken, wie heut noch kaum eine Versammlung ohne Biertrinken abgeht; da also bei jeder Volksversammlung Meth getrunken wurde, so wurden Meth und Versammlung schließlich synonym und so moost oder so moost sich, halter einander: „Zur Versammlung.“

A. P. (Poier). Frühere Erziehungsanstalten, welche principiel Freireisen verfechten, giebt es außer den von Ihnen genannten Gabelstehhäusern in Preußen wohl nicht; wohl aber wäre es außer den von Ihnen angeordneten Umständen für Sie rathsam, wenn zu Ihrem Wohl das älteste Mitglied Ihrer Familie in einer unmittelbaren Eingabe die Gnade Seiner Majestät erbat.

B. H. Drossel. Sie haben Ihren Namen so unendlich geschrieben, daß wir Ihnen den Vor- und Nachnamen laienhaft, lassen Sie uns die Sachen vor, eine Gewähr für Erfolg können wir Ihnen im Voraus nicht geben.

Dr. M. M. Was ein philosophischer Einflüßer von Reusß der Wiener Jugend schrieb, gilt noch heute:

„Wie auch der ewigen Gescheide Walter
Der Zukunft walt', ich traue auf solche Funten,
Dah er ob Allem, was in Staub geimten,
Wird bleiben um'ses Bruders Stamms Erhalter.“

Magdaren, Slaven werdet Ihr mit nichten,
Ihr werdet Deutsche bleiben, Ihr da brünnen,
So wie hier außen wie im alten Reide.“

A. B. G. Es ist freilich Photographien einer anderen Drama zu übermalen und als Gemälde zu verkaufen. Zu Ihrem Privatvergnügen aber können Sie übermalen so viel Sie wollen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem gesammelten Inhalte dieses Blattes ist unterlagt; Uebersetzungsrecht vorbehalten.